



Roma in Europa

stimme
von und für Minderheiten

Arigona Dream

Im *Badener Lehrstück vom Einverständnis* Bertolt Brechts gibt es eine Episode, die „Untersuchungen, ob der Mensch dem Menschen hilft“ betitelt ist. Darin wird unter anderem eine Clownszene als „Hilfe-Fall“ hinterfragt: Zwei Clowns drangsaliieren einen dritten, Herr Schmitt genannt, indem sie ihm Unwohlsein suggerieren und anschließend als Hilfeleistung ein Organ nach dem anderen amputieren – damit er sich wieder wohl fühle. Am Ende liegt er, in seine Einzelteile zerlegt, mit dem Rücken auf einem Stein und beklagt sich; einer seiner Peiniger sagt darauf: „Ja, Herr Schmitt, alles können Sie nicht haben.“

Über den „Fall Arigona Zogaj“ wurde in den letzten Wochen eine ganze Menge gesagt und geschrieben. Es gab zwar einige KommentatorInnen, die befanden, das Ganze sei mit Betroffenheitsrhetorik, aufgebracht Nachbarn und MitschülerInnen, schützendem Pfarrer und allem als ein „Akt der Gnade“ gehandelt worden. Andere wiederum kritisierten das mediale Ausschlichten des Einzelfalles: „Wenn sogar schon das Kleinformat mitmacht, na dann gute Nacht!“ Der Grundtenor lautete jedoch, man müsse den „Fall Arigona“ als ein *Symbol* betrachten: als Symbol für eine falsche Asylpolitik, die gewissenlose Umsetzung von Gesetzen, eine unmenschliche bürokratische „Aufgabenerfüllungsmaschinerie“. Aber auch Symbol für ein „anderes“, menschliches Österreich, das imstande ist, unmenschliche Gesetze durch zivilen Ungehorsam und steten Druck auf die Regierung zumindest öffentlich in Frage zu stellen. Tausende Menchen gingen für ein „menschliches Österreich“ auf die Straße. SchriftstellerInnen, SchauspielerInnen und (Oppositions-)PolitikerInnen überboten sich darin, die Öffentlichkeit zu informieren, sie hätten oder würden illegalisierte Einwanderer und Einwanderinnen bei sich zu Hause verstecken. Der „Fall Arigona“ wurde – wie einst das „Lichtermeer“ – zu einer symbolhaften Demonstration zivilgesellschaftlicher Macht, des Lagers von Eigenverantwortung, Menschlichkeit und Gewissen.

Ohne jeden Sarkasmus: Ich halte das sichtbar gewordene Engagement vieler Österreicherinnen und Österreicher für begrüßenswert – allerdings mit einigem Vorbehalt. Zum ersten teile ich die erwähnte Kritik mancher KommentatorInnen: Warum bedarf es immer eines medial zur Schau gestellten Einzelfalles, der Personifizierung des Unrechts am – fotogenen – Gesicht eines „unschuldigen Menschen“ (vorwiegend eines Kindes), damit das Unrecht auch die hinteren Winkel des Gewissens erreicht und zum Abschütteln der sonstigen Lethargie führt? Beschlich Sie beim Betrachten des unsäglichen „Amateur-Videos“ im Fernsehen oder der Schlagzeilen und Bilder in den Tageszeitungen nicht manchmal auch das Gefühl, dass der „Fall Arigona“ als aufenthaltsrechtliches Pendant zum „Fall Kampusch“ inszeniert wurde? Mit demselben Ziel, beim Publikum jene emotionale Mischung aus Neugier, Interesse, Empathie, aber auch Voyeurismus und verschiedensten Projektionen zu wecken, die in solchen Fällen leicht zu erzielen ist?

Zweitens fällt mir auf, dass gleichermaßen bei jedem bedingungslos Engagierten und jeder Skeptisch-kritischen zwar das Wort *Gnade* in Ungnade fiel, während das Wort *Menschlichkeit* einen reißenden Absatz fand. Gemeint war sicher das Gegenteil von der „unmenschlichen“ Haltung, die (wieder ein Symbol!) in der Einstellung des Innenministers festgemacht wurde. Abgesehen von der hier schwer zu diskutierenden Frage, was das Wortpaar menschlich/unmenschlich bedeutet und wer etwas als menschlich oder unmenschlich zu definieren befugt ist – können Recht auf Asyl und Recht für ein Leben in Menschenwürde und in Unversehrtheit von der *Wahrnehmung* und dem *Empfinden* einer Teilöffentlichkeit abhängen, dass in einigen Fällen die Behörde unmenschlich gehandelt habe? Warum gibt es dann ein völkerrechtliches Regelwerk wie die Genfer Flüchtlingskonvention? Warum die verschiedenen Menschenrechtskonven-

tionen? Oder: War etwa der zeitgleiche Fall des „afrikanischen Asylwerbers“, der sich auf offener Straße den Bauch aufschlitzte, weil er Angst vor seiner Abschiebung hatte, kein unmenschlicher Fall? Wieso wissen wir dann aus den Medien nicht einmal seinen Namen? Kurz: Kann der seidene Faden des menschlich motivierten Engagements das Recht auf Menschenwürde ersetzen?

Drittens wurde die „bereits vollzogene Integration“ der Familie Zogaj oft als ein positives Argument gegen ihre Abschiebung angeführt (es steht nun auch im Kriterienkatalog, der jüngst vom Verfassungsgerichtshof aufgestellt wurde). Ich bin auch der Meinung, dass es eine Gewalt darstellt, Menschen aus einem Land abzuschleppen, die ihren Lebensmittelpunkt bereits in jenem Land eingerichtet haben. Wer aber bestimmt, ab wann eine Person oder gar eine Familie „bereits integriert“ ist? Stellt es umgekehrt keine Gewalt dar (und darüber hinaus: einen Akt der Willkür), das Recht auf Aufenthalt an einen so einseitig definierten vagen Begriff wie „Integration“ zu binden und dies zudem von ImmigrantInnen zu verlangen? (Ich rede gar nicht vom Asylrecht – denn darin hat das Wort „Integration“ nichts verloren.)

Ich komme zu meinem letzten Vorbehalt: *Hilfe*. Alle, die sich zum „Fall Arigona“ geäußert haben, sprachen von der Notwendigkeit, zu *helfen*. Hilfe ist ein Wort, das immer dann auftaucht, wenn Recht versagt. Wo von Hilfe die Rede ist, kann auch Menschlichkeit nicht weit sein. Aber ist es wirklich immer „menschlich“, anderen zu helfen? Was bewirkt Hilfe? Was ist ihr Preis? Oder wiederholen wir die Frage vom *Badener Lehrstück*: Hilft der Mensch dem Menschen wirklich?

Brechts Untersuchung endet mit den Worten: „Hilfe und Gewalt geben ein Ganzes / Und das Ganze muss verändert werden.“

Die beste und wohl „menschlichste“ Gesellschaft wäre nicht eine, in der manche anderen helfen, sondern jene, in der kein Mensch mehr auf Hilfe angewiesen ist.

Hakan Gürses

impresum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-12, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-18, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at. **Chefredakteur:** Hakan Gürses. **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Örtl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Anita Konrad, Petra Pfisterer. **Ständige AutorInnen:** Erwin Riess, Kahlauer, mh, ede, M. Fürst. **Fotoredaktion:** Salon Renate. **Zeichnungen:** Andreas Ohrenschild, Hakan Gürses. **Grafische Gestaltung:** schultz+schultz-Mediengestaltung. **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. **Aboverwaltung:** Rahel Baumgartner (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- / für Vereinsmitglieder kostenlos.

Impresum	2
Zwischen den Fronten. Roma und Ashkali: vergessene Verlierer des Kosovo-Konflikts Dirk Auer und Boris Kanzleiter	4
„Da sie Nomaden sind“. Zur Lage der Roma in Serbien Lorenz Aggermann, Eduard Freudmann und Can Gülcü	6
Junge Roma/Romnina in Wien. Eine Interviewcollage Andrea Härle	8
Roma: Bildung: Wissenschaft Mikael Luciak	10
Groll: Ein angewandter Widerspruch Erwin Riess	11
„Wir sind auch Südtirolerinnen und Südtiroler!“ Stefan Nicolini	12
Fußball – kein Sport für Frauen? Petra Permesser und Alexander Pollak	13
Brief nach Istanbul Gerald Kurdoğlu Nitsche	14
Kulturen & Künste	16
Tipps	18
Kahlauers Tagebuch	21

Thema: Roma in Europa

Roma (und Sinti) sind eine autochthone Minderheit in Europa, die nicht nur in ihrer Geschichte mit sozialen und wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen hatte. Auch heute ist diese Gruppe in vielen europäischen Ländern dazu gezwungen, eine Existenz als „Randgruppe“ zu führen. Sowohl historisch als auch gegenwärtig sahen/sehen sich Roma und Sinti vor allem mit einer besonderen Art von Rassismus, dem *Antiziganismus*, konfrontiert.

Die „Roma-Dekade 2005-2015“ (ein Förderprogramm der EU und der UNO für die Roma in den ost- und südosteuropäischen Staaten) und „Roma als Querschnittsthema“ bei EU-Projekten stellen nur zwei der vielen europäischen Maßnahmen dar, um der Minderheit der Roma und Sinti via Anerkennung eine bessere soziale und ökonomische Lage zu ermöglichen. Doch scheint sich wenig an ihrer prekären Lage zu ändern.

Diese Situation lässt eine Reihe von Fragen aufkommen:

- Welche Vor- und Nachteile bringen solche zentral konzipierten Strategien für diese Gruppe wirklich?
- Was sind die sozialen und weiteren Probleme, die Roma selbst als solche sehen und zu lösen versuchen?
- Woher rührt der europaweite Antiziganismus? Welche Gegenstrategien und Projekte brachten bisher Erfolg?
- Wie ist die Lage der in den EU-Staaten lebenden Roma und Sinti, die Drittstaatsangehörige sind und daher von den meisten Zuwendungen und politischen Maßnahmen der EU nicht betroffen sind? Wie ist mit dieser „Zweiklassen-Roma“-Situation umzugehen?

Einem Teil dieser Fragen gehen die *Thema*-Beiträge des vorliegenden Hefts nach. Exemplarisch am Fallbeispiel des Kosovo (Dirk Auer und Boris Kanzleiter), Serbiens

(Lorenz Aggermann, Eduard Freudmann und Can Gülcü) sowie Österreichs (Andrea Härle; Mikael Luciak) bieten sie einen Querschnitt von der – zum Großteil noch erschreckenden – Lage der Roma in Europa.

In eigener Sache

Der „Inter-Culture Club“, Konzert und Party für die *Initiative Minderheiten* am 22. Oktober in Wien, war ein großer Erfolg. Die Benefizveranstaltung wurde besser als erwartet besucht und war somit ein finanziell wichtiger Beitrag für unsere Organisation. Wir danken allen Besucherinnen und Besuchern für ihre Unterstützung und allen MitarbeiterInnen und FreundInnen, die an

der Organisation und am reibungslosen Ablauf des „Inter-Culture Club“ mitgewirkt haben.

Am 9. und 10. November 2007 wartet die *Initiative Minderheiten* wieder mit einer internationalen Tagung auf. „Was bedeutet Chancengleichheit für Minderheiten?“ ist der Titel der Veranstaltung, die in Kooperation mit der *Evangelischen Akademie* und der *Liga für Menschenrechte* organisiert wurde und – als Beitrag zum „Europäischen Jahr der Chancengleichheit für alle“ – im Albert Schweitzer Haus, Wien stattfindet.

Im nächsten Heft werden wir über die Tagung sowie den „Inter-Culture Club“ ausführlicher berichten.



Spricht man mit Roma im Kosovo, trifft man immer wieder auf ein unbestimmtes Gefühl der Angst vor der kommenden Unabhängigkeit Kosovos. Dazu tragen nicht nur die nationalistischen Mobilisierungen auf albanischer und serbischer Seite bei, welche den seit Monaten anhaltenden Verhandlungsprozess um die ungelöste Statusfrage des Kosovo begleiten. Es ist auch das Klima der Straflosigkeit, das immer neues Misstrauen schafft.

Dirk Auer,
freier Journalist, lebt und arbeitet in Sofia.

Boris Kanzleiter,
Historiker und freier Journalist, Belgrad.
Die Autoren betreiben die Webseite
www.roma-kosovoinfo.com

Zwischen den Fronten

Roma und Ashkali: vergessene Verlierer des Kosovo-Konflikts

Dirk Auer und Boris Kanzleiter

Manchmal erzählt ein Blick auf die Geografie mehr über die politischen Verhältnisse als viele Worte. So ist es in Mitrovica, der geteilten Stadt im Norden des Kosovo. Im nördlichen Teil der Stadt wohnen fast ausschließlich Serben, im Süden dagegen nur Albaner. Der Fluss Ibar bildet die Grenze zwischen zwei Welten, die mit dem Rücken zueinander stehen. Die von internationalen Polizeikräften bewachte Brücke über den Fluss wird oft als Sinnbild für die ethnische Teilung des Kosovos bezeichnet. Es ist auf jeden Fall der Ort, an dem der Konflikt in der umstrittenen Provinz am deutlichsten sichtbar wird.

Zerstörte Roma-Viertel

Und doch ist die Metapher von der Brücke der Teilung nur dann vollkommen schlüssig, wenn sie nicht das Gelände mit einbezieht, das sich in unmittelbarer Nähe am Flussufer entlangzieht. Dort lebten vor dem Krieg über 8000 Roma und Ashkali. Es war eine der größten Roma-Siedlungen auf dem Balkan. Heute ist davon kaum noch etwas zu sehen. Drei Tage lang hat die Siedlung Ende Juni 1999 gebrannt – nach dem Einmarsch der von der NATO geführten internationalen KFOR-Truppen. Die ehemaligen Bewohner der Romska Mahala sind geflohen, manche

leben heute in Flüchtlingscamps im Kosovo oder in Serbien, die meisten in Deutschland, Frankreich oder Skandinavien. Erst im Frühjahr dieses Jahres, acht Jahre nach dem Krieg, sind die ersten Bewohner in einige neu errichtete Häuser zurückgekehrt, die verloren auf dem mittlerweile geräumten Trümmerfeld stehen.

Die Zerstörung der Mahala von Mitrovica war kein Einzelfall. Zeitgleich mit dem Einmarsch der NATO-Truppen begannen nationalistische Albaner, die Häuser der Roma zu zerstören. Straßenzüge, ja ganze Stadtteile wurden geplündert, gebrandschatzt und niedergedrückt. Claude Cahn vom *European Roma Rights Center* in Budapest war im Sommer und Herbst 1999 Augenzeuge: „Man konnte damals durch den Kosovo fahren, und es brannten einfach überall Häuser. Das allgemeine Bild war, dass die ethnischen Minderheiten vertrieben wurden. Dabei wurden Standard-Terror-Techniken benutzt: direkte Bedrohungen, Plünderungen, Vergewaltigungen, Morde, Festnahmen, Folterungen und Schläge.“

Auf diese Weise sind in ganz Kosovo die Viertel der Roma angegriffen worden. Die Moravska Mahala in Priština, welche sich in guter Wohnlage einen Hang entlangzog: Vollständig zerstört, alle Bewohner vertrieben. Obilić: 700 Häuser, alle zerstört. Die

Bewohner flohen nach Mazedonien. Peć: Von den 1600 Häusern der Roma-Gemeinschaft sind ganze 80 unversehrt geblieben. Oder eben Mitrovica, wo die Angriffe am 20. Juni begannen. Eine Woche zuvor hatte die französische KFOR ihr Lager aufgeschlagen – nur ein paar hundert Meter von Romska Mahala entfernt. „Wir haben die KFOR gebeten, uns zu schützen. Aber sie haben gesagt, dass sie keinen Befehl haben“, erzählt Skender Gushani, einer der Sprecher der ehemaligen Bewohner.

Schätzungen zufolge wurden von den vor 1999 ehemals 150.000 in Kosovo lebenden Roma zwei Drittel aus dem Land getrieben, zusammen mit Serben und anderen ethnischen Minderheiten – kaum beachtet von der internationalen Öffentlichkeit, die sich auf die Rückkehr der albanischen Flüchtlinge konzentrierte. Das *European Roma Rights Center* aus Budapest spricht von diesen Ereignissen als der „größten Katastrophe für Roma seit dem Holocaust im Zweiten Weltkrieg“.

Bevölkerungen ohne Staat

Während der Kriege im früheren Jugoslawien wurde der Kampf zwischen konkurrierenden ethnonationalen Staatsprojekten überall mit dem Instrument der Bevölkerungspolitik ausgefochten. Kontrolle über Territorium wurde dabei durch die Herstellung ethnischer Mehrheiten erzwungen. Die Methoden waren und sind dabei weit gefächert. Die brutalen „ethnischen Säuberungen“ durch die militärischen Vertreibungsfeldzüge in den 90er Jahren waren nur der sichtbarste Ausdruck einer Politik, die heute durch gezielte Ansiedlungsprojekte in umstrittenen Gebieten oder die Verhinderung der Rückkehr von Flüchtlingen fortgeführt wird.

Die größten Opfer dieser ethnonationalen Machtprojektionen waren die Bevölkerungen ohne Staat. In Kosovo standen Roma, Ashkali, Ägypter, Bosniaken, Türken und Gorani zwischen den Fronten der konkurrierenden Machtansprüche der Regierung Serbiens und der albanischen Unabhängigkeitsbewegung. In einem Konflikt, der von der Weltöffentlichkeit nur als ein Zweifrontenkrieg interpretiert wird, gerieten sie unter Druck von beiden Seiten.

Dabei hat sich die Situation der Roma, Ashkali und Ägypter auch durch die internationale Intervention im Kosovo nicht grundsätzlich verbessert. Bis heute sind kaum Flüchtlinge zurückgekehrt. Die ökonomische Situation der in Kosovo verbliebenen Roma ist desolat. Die Arbeitslosigkeit, die sonst bei etwa 60 % liegt, erreicht bei den Angehöri-

gen der Roma-Gemeinschaften fast 100 %. Und noch immer herrscht Angst, gibt es keine vollständige Bewegungsfreiheit, sind Diskriminierung, Einschüchterungen und gewalttätige Übergriffe an der Tagesordnung. Die Delikte werden aus Angst vor Vergeltung oft nicht gemeldet.

Erst drei Jahre ist es her, dass sich das Szenario von 1999 wiederholte und vor allem Ashkali – Albanisch sprechende Roma muslimischen Glaubens – erneut Opfer pogromartiger Ausschreitungen wurden. Auch wenn sich die Lage seit dem März 2004 beruhigt zu haben scheint: Niemand kann für die Zukunft garantieren. Spricht man mit Roma im Kosovo, trifft man immer wieder auf ein unbestimmtes Gefühl der Angst vor der kommenden Unabhängigkeit Kosovos. Dazu tragen nicht nur die nationalistischen Mobilisierungen auf albanischer und serbischer Seite bei, welche den seit Monaten anhaltenden Verhandlungsprozess um die ungelöste Statusfrage des Kosovo begleiten.

Klima der Straflosigkeit

Es ist auch das Klima der Straflosigkeit, das immer neues Misstrauen schafft. Für die Vertreibung von Zehntausenden Roma und Ashkali und die mehreren hundert Morde im Sommer 1999 wurde von der UN-Übergangsverwaltung UNMIK kein einziger Täter vor Gericht gestellt. Auch das Kriegsverbrechertribunal in Den Haag hat in diesem Fall keine einzige Anklage erhoben. „Die internationalen Kräfte versuchen oft, sich an den Problemen vorbeizudrücken, weil sie die UCK-Extremisten fürchten“, entrüstet sich Jiri Dienstbier. Der ehemalige tschechische Außenminister war von 1998 bis 2001 UN-Sonderbeauftragter für Menschenrechte im ehemaligen Jugoslawien und kritisierte das Versäumnis bereits kurz nach dem Krieg.

Das Klima der fortgesetzten Straflosigkeit hat in den vergangenen Jahren eine tiefe Kluft des Misstrauens zwischen den ethnischen Minderheiten auf der einen Seite und den kosovo-albanischen Institutionen sowie der UN-Verwaltung auf der anderen Seite geschaffen. Verstärkt wurde diese Distanz durch die Einleitung der Verhandlungen um den zukünftigen völkerrechtlichen Status des Kosovo im Februar 2006. Während sich die albanische Bevölkerungsmehrheit von der angestrebten Unabhängigkeit die schnelle Lösung der drängenden sozialen und politischen Probleme erhofft, bestehen die Regierung in Belgrad und die große Mehrheit der Kosovo-Serben auf die territoriale Integrität Serbiens. Die Roma und Ashkali als drittgrößte ethnische Gruppe sind bei

den Verhandlungen vollständig übergangen worden. Der UN-Sondergesandte Martti Ahtisaari war über die gesamte Dauer der Gespräche nicht bereit, eine Delegation der Roma zu empfangen. Die Repräsentation der Roma, so ließ er mitteilen, sei Aufgabe der serbischen und albanischen Verhandlungsdelegation. Und so ist es nur folgerichtig, dass in dem so genannten Ahtissari-Plan für eine „überwachte Unabhängigkeit“ Kosovos zwar viel von den Minderheitenrechten der Serben die Rede ist, die Probleme der Roma aber kaum zur Sprache kommen.

Fehlende Repräsentation von Roma

„Wir haben alles versucht, damit wir repräsentiert werden“, klagt Sebastijan Šerifović vom *Roma- und Ashkali-Dokumentationszentrum* in Priština. Durch ganz Kosovo sind er und seine Mitarbeiter gefahren, haben Interviews geführt, um die Forderungen der Roma zusammenzutragen – und sind dabei immer wieder auf die gleichen Probleme gestoßen: Es gibt keine Arbeit. Es fehlt das Geld, um das Dach regenfest zu machen. Die Kinder sind krank und müssten behandelt werden. Und: Es gibt Angst vor Übergriffen.

Durch unzählige solcher Gespräche glaubt Sebastijan Šerifović einen besseren Überblick über die Situation zu haben, als es in den offiziellen Berichten der UN-Verwaltung zum Ausdruck kommt. „Viele Berichte beschönigen die Situation der Roma. Tatsache ist: Viele Leute fühlen sich einfach nicht sicher. Sie benutzen nicht die öffentlichen Verkehrsmittel, und sie haben Angst, ihre Sprache zu sprechen.“ Trotz der schwierigen Situation fordert Šerifović die Roma zu mehr Selbstbewusstsein auf. Roma sollten sich nicht verstecken. „Wir sind Roma, unsere Sprache ist Romanes“, sagt er stolz.

Von den internationalen Organisationen erwartet er allerdings ein grundsätzliches Umdenken. Sie sollten Roma endlich als Partner ernst nehmen und nicht nur als Empfänger von Almosen betrachten. Das gelte auch und vor allem auf politischer Ebene: „Wir leben in Kosovo seit vielen hundert Jahren! Aber trotzdem wird überall nur von Albanern und Serben gesprochen“, entrüstet sich Šerifović.

Mit nur einer einzigen Person hätten sie bei den international angeleiteten Verhandlungen um den zukünftigen Status Kosovos teilnehmen wollen. Doch von einem ranghohen UN-Vertreter bekam er nur die Antwort, er solle nicht seine Zeit verschwenden. „Für mich war das eine Beleidigung. Ich meine, wie sonst will Kosovo zeigen, dass Roma hier willkommen sind?“



In Belgrad gibt es an die 150 Siedlungen, die dem gängigen Sprachgebrauch nach als Slums oder Elendssiedlungen bezeichnet werden können, und die hauptsächlich von Roma bewohnt werden. In ihrem Buch „Beograd Gazela. Reiseführer in eine Elendssiedlung“ stellen die Autoren Lorenz Aggermann, Can Gülcü und Eduard Freudmann erstmals einige Basisinformationen über die sozialen wie ökonomischen Strukturen und Zwänge bereit, unter welchen die BewohnerInnen dieser Siedlungen zu leben gezwungen sind, und geben damit Einblick in einen Ort, an dem sich paradigmatisch die jüngere Geschichte der Roma in Südosteuropa ablesen lässt. Zu den im Buch beschriebenen Aspekten gehören auch Fragen nach gesellschaftlicher Einbettung und Organisation der Roma in Serbien. Im Hinblick auf diese beiden Themenkomplexe zeichnet das Buch ein mehr als erschreckendes Bild der gegenwärtigen Situation.

Die Künstler Can Gülcü und Eduard Freudmann arbeiten seit 2005 gemeinsam am „Reiseführer in eine Elendssiedlung“. Nach ihren zahlreichen Besuchen und Recherche-Aufenthalten in Belgrad unterstützt sie seit Winter 2007 bei dieser Arbeit auch der Texter und Dramaturg Lorenz Aggermann. Das Buch soll im Frühjahr 2008 erscheinen. Weitere Informationen zu „Beograd Gazela. Reiseführer in eine Elendssiedlung“ finden sich unter www.beogradgazela.net

„Da sie Nomaden sind“

Zur Lage der Roma in Serbien

Lorenz Aggermann, Eduard Freudmann und Can Gülcü

Innerhalb der serbischen Gesellschaft sind Roma die am stärksten marginalisierte und benachteiligte Minderheit. Die Diskriminierung beschränkt sich nicht auf gesetzliche oder behördliche Schikanen, sie findet in einer allgemeinen gesellschaftlichen Missachtung ihren stärksten Ausdruck. Roma gelten in Serbien als faul, dumm, schmutzig, übel riechend, primitiv, hässlich, falsch, hinterhältig, verlogen, triebhaft, diebisch, charakter- und kulturlos. Zudem ist die Überzeugung weit verbreitet, ihrem Naturell entspräche es, unter elenden Bedingungen glücklich und zufrieden zu leben.

Derartige Vorurteile werden als Beleg angeführt, dass Roma nicht in der Lage sind, sich den Normen der Gesellschaft anzupassen, und als Argument, ihnen nicht zu helfen. Diese Haltung ist in allen Gesellschaftsschichten zu finden, so weit verbreitet und tief verwurzelt, dass sie kaum jemandem als Diskriminierung auffällt. Sie herrscht sogar unter jenen vor, welche dafür zuständig sind, Roma zu unterstützen. So meint der Geschäftsführer einer internationalen Hilfsorganisation: „Es gibt eine gegenseitige Diskriminierung: Roma werden zwar im Alltag benachteiligt, allerdings tragen sie auch selbst dazu bei, indem sie alle Regeln missachten und sich daneben benehmen. Daher sind Bildungsinitiativen sehr wichtig, Roma sollten nicht nur Berufe erlernen, sondern auch, wie man sich in der Öffentlichkeit benimmt.“

Diskriminierungen im Alltag

Der praktische Umgang mit Roma steht den Vorurteilen in nichts nach. Insbesondere BewohnerInnen von Elendssiedlungen sind tagtäglich mit der respektlosen Behandlung konfrontiert: Sie werden prinzipiell geduzt, in Warteschlangen übergangen, man bietet ihnen – trotz offensichtlicher Bedürftigkeit – keinen Sitzplatz in öffentlichen Verkehrsmitteln an. Sie werden bei der Arbeit beschimpft, in der Schule schikaniert und bereits beim Betreten eines Geschäftes des Diebstahls verdächtigt. Ihre Ausweise werden bei jeder sich bietenden Gelegenheit kontrolliert. PassantInnen halten ihre Taschen fest, wenn sie Roma am Gehsteig entgegenkommen sehen.

Diese allgegenwärtige und vielschichtige Diskriminierung formt das Selbstbild vieler BewohnerInnen von Elendssiedlungen wie Gazela, ein Selbstbild, das von Unsicherheit, Selbstzweifeln und Resignation geprägt ist. Dies führt dazu, dass sie selbst die Ansichten der Mehrheitsgesellschaft übernehmen und der Auffassung sind, sie hätten keine Kultur und seien an ihrer Misere selber schuld. Andererseits gibt es auch viele BewohnerInnen, die die Mehrheitsgesellschaft für ihre Lebensumstände verantwortlich machen, ohne Hoffnung, als Roma jemals akzeptiert und integriert zu werden.

Die gesellschaftliche Diskriminierung findet auf behördlicher Ebene ihre Fortsetzung. Neben Gesetzen und Auflagen, welche zu einer klaren Benachteiligung der Roma führen, sind oft die ausführenden Beamten ein weiterer – deutlich spürbarer – Bestandteil der öffentlichen Herabsetzung, da diese kaum in Hinblick auf Marginalisierung und Diskriminierung sensibilisiert sind. So meint ein Sprecher des *Komesarijat za izbeglice* (Kommissariat für Flüchtlinge der Republik Serbien): „Roma wollen ohnehin keine Dokumente haben. Selbst wenn man sie registrieren würde, würden sie weiterhin wie Zigeuner leben und nicht aufhören, krumme Dinger zu drehen. Sie erwarten keine Hilfe und wollen ihr Leben nicht in einer Wohnung verbringen, da sie Nomaden sind.“

Illegalisierung durch Bürokratie

Ein grundlegendes Problem für Roma ist ihre Illegalisierung. Da sie bei ihrer Geburt in den seltensten Fällen registriert werden, leben viele von ihnen bis ins hohe Alter ohne Dokumente, sind für Behörden und Staat einfach nicht vorhanden. Die Geburtsurkunde ist in Serbien jedoch nicht nur die Grundlage für die Staatsbürgerschaft, sie wird für nahezu jedes Amtsgeschäft benötigt. Sie darf nicht älter als sechs Monate sein und wird nur in der Bezirksverwaltung des Geburtsorts ausgestellt. Diese Regelung benachteiligt neben Alten und sozial Schwachen vor allem Roma aus Elendssiedlungen, macht sie doch in den meisten Fällen eine beschwerliche und kostspielige Reise nach Südserbien notwendig, wohin auch die Bezirksverwaltungen aus dem Kosovo verlegt wurden. Um Anspruch

auf Sozialleistungen oder Zugang zum Bildungssystem zu haben, wird ein Meldezettel benötigt. Aufgrund des illegalen Status der Elendssiedlungen kann die Behörde diesen für BewohnerInnen von Gazela allerdings nicht ausstellen. Somit bleibt den BewohnerInnen nur die Möglichkeit, sich unter Scheinadressen zu registrieren. Sofern sie Verwandte oder Bekannte außerhalb der Siedlung haben, melden sie sich unter deren Adresse an; alle anderen müssen sich an Dritte wenden, die ihnen gegen Bezahlung Scheinadressen beschaffen.

Neben den bürokratischen Hürden bei der Beschaffung von Dokumenten stellt die in Serbien weit verbreitete Korruption ein großes Problem dar. Viele Beamte nutzen das fehlende Wissen der Roma über ihre Rechte aus und erfinden Schikanen, um neben der Einhebung offizieller Gebühren noch ihre eigenen finanziellen Forderungen zu stellen.

Gewalt gegen Roma als Kavaliersdelikt

Neben der Diskriminierung sind Roma in Serbien jedoch auch handfester Gewalt ausgesetzt. Aufgrund ihres unzureichenden rechtlichen Status geben sie – unabhängig von Alter und Geschlecht – ein willkommenes Ziel ab, um Aggression zu kanalisieren. Aus diesem Grund sind auch kaum Konsequenzen von Seiten der Behörden zu befürchten, entsprechend häufig kommen Tötlichkeiten gegen Roma vor. Die TäterInnen entstammen hierbei nicht nur dem rechtsradikalen oder nationalistischen Milieu, durch alle gesellschaftlichen Schichten hindurch neigt man dazu, Angriffe auf Roma als Kavaliersdelikte zu betrachten. Die BewohnerInnen von Elendssiedlungen wie Gazela werden besonders häufig Opfer von Gewalt. Bei ihren Arbeiten wie dem Altstoffsammeln in den Wohnsiedlungen von Novi Beograd müssen sie stets mit Konfrontationen rechnen; ab frühem Abend meiden sie auch die Innenstadt: Zu groß ist die Gefahr, in Handgreiflichkeiten verwickelt zu werden. Nachts wird Gazela nur in den seltensten Fällen verlassen, denn auch in unmittelbarer Umgebung der Siedlung besteht erhebliche Gefahr, auf GewalttäterInnen zu treffen. Fallweise kommt es auch zu organisierten Übergriffen auf Elendssiedlungen: So mussten die BewohnerInnen von Gazela in der Vergangenheit bereits mehrere geplante Attacken und Brandanschläge erleben. Dabei griffen rechtsradikale Banden bewaffnet mit Schlägern, Ketten, Messern und Molotow-Cocktails die Siedlung an, schlugen Roma zusammen und setzten Häuser in Brand.

Es gibt kaum Angehörige anderer Bevölkerungsgruppen, die näheren Kontakt zu Roma pflegen, und dennoch bestehen eindeutige Vorstellungen über deren Kultur, Tradition und Lebensumstände, welche hauptsächlich den gängigen Klischees entsprechen und nicht weiter hinterfragt werden. Zudem herrscht ein Desinteresse an den tatsächlichen Problemen der Roma; diese werden, unter Hinweis auf deren unveränderbaren Charakter und die vordringlichen Probleme des Landes relativiert. In den letzten Jahren sah sich das offizielle Serbien jedoch zu einigen Zugeständnissen gegenüber den Roma gezwungen: Zum einen wurden sie als nationale Minderheit anerkannt, wodurch ihnen seit dem Jahre 2003 auch ein eigener *Nacionalni Savet* (nationaler Rat) zusteht, dessen 35 Mitglieder einmal im Monat an wechselnden Orten zusammentreffen. Des Weiteren wurden im Rahmen der Roma-Dekade weitere Aktionspläne zur Verbesserung ihrer Lebensumstände beschlossen. Auch wenn diese Maßnahmen bislang kaum zu Veränderungen für Roma geführt haben, wurden hierfür zumindest auf dem Papier die nötigen Rahmenbedingungen geschaffen.

Roma in der Politik

Seit den 90er Jahren gibt es einige Roma-Parteien, aufgrund der Uneinigkeit zwischen den führenden Mitgliedern haben diese allerdings bis heute kaum politisches Gewicht. Zwar konnten zwei Roma aufgrund des 2004 geänderten minderheitenfreundlichen Wahlrechts ins serbische Parlament einziehen, ihre Parteien, die *Unija Roma Srbije* (Union der Roma Serbiens) und die *Romska Partija* (Roma-Partei) erhielten allerdings nur 0,42 % und 0,36 % der abgegebenen Stimmen. Der nicht unbeträchtliche WählerInnenanteil der serbischen Roma fällt indes vor allem den reaktionären, nationalistisch gesinnten Volksparteien zu, welche ihre Ressentiments gegenüber Roma zwar deutlich äußern, vor den Wahlen aber ihre lokalen VertreterInnen mit diversen Versprechen auf Stimmenfang schicken.

Die tragende Rolle der Interessensvertretung fällt daher anderen Roma-Organisationen zu: Es gibt mittlerweile zahlreiche Vereine, welche auf die Probleme der Roma aufmerksam machen, gegen Vorurteile und Diskriminierung ankämpfen und zur Verbesserung der Lebensumstände beitragen. Diese sind häufig auch Kooperationspartner für staatliche Initiativen sowie international tätige Hilfsorganisationen. Diese Vereine decken ein ganzes Bündel an Maßnahmen ab, ihre Initiativen betreffen Gesundheit,

Bildung, Wohnverhältnisse, Frauen- und Kinderrechte, Rechtsberatung, die Erhaltung und Verbreitung der Roma-Kultur usw.; zusätzlich bieten sie in ihren Einrichtungen Gesundheitsdienste, Kinderbetreuung und Unterricht an, betreiben Radio- und TV-Sender oder geben Zeitschriften und Bücher heraus.

Allerdings herrscht zwischen tatsächlicher Hilfeleistung und Selbstdarstellung oft ein markanter Unterschied: So stehen die von den Vereinen getragenen sozialen Einrichtungen nicht in den Elendssiedlungen (oder in deren Nähe) und kommen dadurch wiederum nur einer kleinen, privilegierten Schicht zugute. Ein weiteres großes Problem ist die Konkurrenz um Vertretungsansprüche – um politische Macht, bestimmt doch diese maßgeblich das wirtschaftliche Auskommen der Vereine. Die Förderungen, welche von nationaler wie internationaler Seite für Betriebskosten,



Aufbau und Erhaltung der Einrichtungen sowie für Personal zur Verfügung gestellt werden, sind nur begrenzt vorhanden. Große Organisationen sind bei der Beschaffung der Mittel im Vorteil, sind doch deren führende Mitglieder häufig in Parteien oder gar im *Nacionalni Savet* vertreten.

Sowohl Roma- als auch internationale Hilfsorganisationen sind von der Anzahl der Belgrader Elendssiedlungen überfordert: Zum einen ist es für die Organisationen unmöglich, in allen Siedlungen vertreten zu sein, zum anderen wirken die lokalen Aktionen selten besonders nachhaltig. In den Belgrader Elendssiedlungen mangelt es vor allem an der fortlaufenden und koordinierten Unterstützung der BewohnerInnen. Deren Unverständnis und Ärger darüber wird zu guter Letzt auch von dem Wissen geschürt, dass für die Verbesserung ihrer Lebensumstände im Rahmen der Roma-Dekade eigentlich beträchtliche Summen zur Verfügung stehen.

Das Ausgangsmaterial bilden Transkriptionen von sechs Interviews, die im Rahmen des Equal-Projekts „Thara“ im Frühjahr 2007 durchgeführt wurden. In den Interviews wurden folgende Themen angesprochen: Beruf und Ausbildung, Familiensituation, Herkunft und (Roma-)Identität, Diskriminierungserfahrungen, Zukunftsvorstellungen und -wünsche. Die interviewten Personen sind in Wien lebende Roma/Romnina im Alter von 15 bis 29 Jahren, drei Frauen und drei Männer. Alle Befragten gehören der zweiten oder dritten Generation von ImmigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien an. In dieser Collage wird eine Auswahl ihrer Aussagen zur Herkunftsfamilie, zur Roma-Identität und zu Diskriminierungserfahrungen präsentiert. Die Namen sind Pseudonyme, einzelne Angaben wurden zum Schutz der Anonymität verändert.

Junge Roma/Romnina in Wien

Eine Interviewcollage

Andrea Härle

Was machen deine Eltern beruflich?

Dejan: Mein Vater hat in einer Reinigungsfirma gearbeitet, Hilfsarbeiter (...), er war ja die harte Arbeit von unten gewohnt, von der Baustelle, und dann wie er gesehen hat, Reinigungsfirma, nur schön putzen, für die war das ein Traum, weil die waren unten noch gewohnt körperliche Arbeit, physische Arbeit, sehr stark, und dann sind sie hergekommen, und das Geld war gut, und natürlich hat man sich bemüht (...). Sie wollten schon zurück (...), aber als andere Menschen. Ich hab oft mit denen geredet, und ich hör das schon so ziemlich raus. Sie haben ja damals, wie die Gadsche gesehen, dass ihre Häuser gehabt haben auf zwei, drei Stockwerken, ein gutes Leben, haben sie sich sicherlich vorgenommen: Ja, wir gehen jetzt weg, aber wir kommen als andere wieder zurück, und wirklich: Hut ab, Hut ab, was sie aufgebaut haben für ein Haus, zwei drei Stockwerke, gehackelt, gehackelt, dann runtergefahren, dort investiert, das Haus gebaut, ein anderer Lebensstandard. (...) Meine Mutter ist jetzt arbeitslos. (...) Sie war sehr lange bei einer Firma, Reinigungskraft bei einer Bank, da hat sie sehr lange gearbeitet, auch Abfertigung bekommen, dementsprechend aber auch krank geworden (...), der Rücken und die Beine.

Susanna: Meine Mutter arbeitet jetzt in einem Hotel. Die ist Vorarbeiterin dort. (...) Halt putzen, halt. Mein Vater ist Wellnessberater.

Petar: Derzeit sind sie in Dänemark, mein Vater arbeitet mal dies, mal das, meine Mutter auch. (...) Meine Eltern halt wollten wieder zurück, ich wollte nicht, ich wollt da bleiben, und ja, so ist's halt geblieben. Weil ich war damals 16, hab g'sagt, ich kann für mich selber entscheiden, was ich will. (*Erzählt vom Wohnheim*) Aber noch ein Jahr, und dann hab ich's hinter mir. (...) Schule jetzt, und dann nach ein Jahr hab ich dann endlich eine Wohnung, eine Arbeit hoffentlich.

Anna: Weil meine Mutter, diese Generation, (...) die daher gekommen sind, und auch

Analphabetin, (...) ja, ich hab eine ältere Schwester, und da hat meine, vor allem die Mutter war da der Antriebsfaktor, weil sie keine Schulausbildung gehabt hat und dann nach Österreich gekommen ist und dann ganz unten gearbeitet hat, als Bedienerin und als Klofrau und so. (...) Und da war dieser Wunsch halt, dass die Kinder was Besseres haben, und dann hat sie sehr geschaut, dass wir als Kinder immer in der Schule sind, pünktlich, regelmäßig die Aufgaben machen und hin und her. Hat auch Nachhilfeunterricht gezahlt (...). Mein Vater war auch Bauhelfer. (*Arbeiten die Eltern noch?*) Naja, sie haben zwar einen Pensionsantrag gestellt, werden aber wahrscheinlich abgelehnt, weil sie zu jung sind (...). Aber das ist auch so typisch für diese Gastarbeitergeneration, dass sie durch diese Jobs total fertig sind, was den Bewegungsapparat betrifft, Wirbelsäule, die haben Probleme wie ein 70jähriger Österreicher, ja. (...) Ich hab jetzt das Gefühl, dass meine Eltern durch dieses dreißig Jahre hier in Wien Sein, total ihre Kultur ein bissi verloren haben, sich sehr viel da angepasst haben, und auch durch dieses Verstecken: „Wir sind nicht Roma“.

Nenad: (*Über die Mutter*) Putzfrau. (*Vater?*) Beim *Wiener Wohnen* hat er gearbeitet. (...) Er hat draußen gekehrt, er hat geputzt, mit der Anlage war er beschäftigt, keine Ahnung, was er dort noch alles gemacht hat.

Was heißt es für dich, Rom/Romni zu sein? Was sagst du, wenn man dich fragt, woher du kommst? Was bedeutet für dich Roma-Kultur?

Nenad: Und jetzt weiß ich nicht, was ich sagen soll, drum sag ich einfach, ich bin Mazedonier, ich kann ein bissi Türkisch, bissi Zigeunisch. (...) Also zum Beispiel jetzt ich, also zwischen mir und einem Österreicher ist sicher was Unterschiedliches. (...) Und die haben anderen Respekt vor die Eltern, aber nicht alle, aber die meisten halt, weniger Respekt.

Susanna: Ich hab mir nie drüber Gedanken gemacht, und ich find, das ist kein Unter-



schied irgendwie so, kein Unterschied halt. Serben und Türken und ja, halt diese – sind halt Menschen alle, Menschen sind halt. Aus Serbien. (...) Und rede, bin Zigeunerin. (*Wort für dich nicht negativ?*) Eigentlich nicht.

Petar: Ich sage, ich sage: Ich bin stolzer Rom, aber ich mag unser, unser Leben halt, mag ich nicht, zum Beispiel wie bei mir, ich hab zum Beispiel Piercing in der Lippe gehabt. Gleich sagt die ganze Familie: Drogenabhängig. (...) Ich sage, na, ich sage, unsere Roma-Kultur, es gibt, gut, ich respektier es, ja, aber ich will nicht, ich lebe nicht wie ein Rom.

Anna: Bei vielen Leuten gibt es nur: „Wir sind Rom“, ohne was genau, wir sind alle gleich, aber in Wirklichkeit sind sie nicht gleich, und da machen sie auch, bei uns zum Beispiel, irrsinnige Unterschiede, woher man kommt und ob man da, ob das jetzt eine gute Familie, also im Sinne von Macht und Hierarchie, ist.

Dejan: Ich seh's positiv, ich seh's positiv. Wenn man mich fragt, ich weiß nicht, es gibt viele Roma, die sagen: Na! (...) Die verleugnen das, nein, wenn man mich fragt: Ich bin ein Rom (...). Und puh, ja, ich bin stolz auf das, was ich bin. (...) Zum Beispiel wir werden von klein auf erzogen, wie soll ich sagen, ein bisschen tiefer, zwischen den Zeilen zu lesen, wie eine Situation wo ist und so. (...) Sehr frühreif, mit zwölf, 13, wird das schon so erzogen, (...) wenn man wohin geht, die älteren Generationen, der Vater oder der Großvater nimmt den Jungen gleich

mit, wenn ein Roma-Gericht ist, dass sich das gleich anschaut. Oder. Auch Hochzeiten. (...) Aber es hat auch seine Nachteile, (...) eben, auch das frühe Heiraten und diese Verantwortung (...). Und der Ruf spielt bei denen eine große Rolle, (...) der interne Ruf, unter den Roma, deswegen auch immer bei den Hochzeiten, wer am allermeisten Geld hergibt für die Musik, der hat natürlich vom Wohlstand her, erlebt er sich als sehr gut. (...) Manche sind auch moderner, (...) es gibt manche Teile, die sind viel moderner, bei denen gibt's das gar nicht mehr, oder dieses Jungfrau-sein-Müssen, gibt's gar nicht mehr, das ist alles eine Frage der Einstellung. (...) Ich kann Roma sein, aber ich muss nicht im Altertum leben. (...) Die Burschen, ich weiß nicht, haben viel mehr Rechte dort, als Roma und so. Denen ist es wurscht, aber die Mädels werden sehr stark unterdrückt, werden in eine Form gepresst.

Marija: Ja, Roma heißt das halt für mich so wie ein normaler Mensch, eigentlich. (*Über das Slava-Fest*) Weil das macht eigentlich jeder Roma, das ist für ihn die Feier, die er von seinen Eltern bekommt. (...) Die Serben feiern das auch. (...) Bei dem Fest halt treffen sich alle, und das machen wir nicht nur einmal im Jahr, (...) es hat jeder von meinen Eltern einen Schutzpatron (*der gefeiert wird*), und da trifft sich halt die ganze Familie, und dann ess ma, trink –, ein paar alte Leute beginnen zu singen, wie ab und zu mein Vater.

Hast du selbst direkte Diskriminierung

erlebt, etwa Beschimpfungen oder Zurückweisungen?

Marija: Ja, aber wir werden eigentlich total diskriminiert. Das kommt auch so in der Schule vor, und auch so, wenn man arbeiten geht. Weil, kaum ist was weg aus den, Kindern aus der Schule, sagen sie gleich: „Na die Roma waren's“. (...) Na die Lehrer sind ab und zu auch ein paar so, unser Klassenvorstand (...), der wusste auch nicht am Anfang, dass wir Roma sind (...). Und als das dann vorbei war, hat er mich eh gefragt: „Ja, was macht's ihr Roma überhaupt? Arbeiten deine Eltern?“ und so. (...) Ich suche jetzt Lehrstelle, und da (...) hab ich geschnuppert (...), danach haben sie mich so gefragt, was meine Muttersprache ist, ich hab gesagt Romanes, also. „Na, das schreib lieber nicht, (...) schreib Serbisch hin, weil ein paar Leute mögen keine Roma.“ (...) Auch so in der Geschichte werden auch nicht die Roma viel genannt. (...) Deshalb wissen auch die Österreicher nicht, wie wir Roma wirklich sind. (*In der Schule darüber gelernt?*) Nein. Nur einmal, als das mit Hitler war.

Dejan: Ich hab zwar den österreichischen Pass, aber meine Hautfarbe sagt was ganz anderes, und dementsprechend sieht man das auch an den Gesichtern und bzw. auch Reaktionen mancher Personen. Besonders der älteren Generation. (...) Es gab, ich war ja auch mit serbischen Leuten in der Klasse, und was wurde ich beschimpft? Zigeuner! (...) Schauen Sie, es ist schwer für einen Zehn-, Elfjährigen, (...) immer wieder so ein Blödsinn zu hören und so, dass man nicht dazu gehört, und gerade dann in diesem Alter sucht man halt eben Leute, Gruppen.

Susanna: Also wie gesagt, ich wurde nicht beschimpft, aber so aus Spaß, unter Freunde, da schimpft sich a jeda: „Du Zigeuner, du Zigo, du“, so, diese Schimpfwörter, und ja, ich hab gehört, dass manche beschimpft wurden und so, aber im Ernst, dann hab ich mich manchmal schon eingemischt und hab dann mit denen gestritten. (...) Ich glaub, dass Türken mehr beschimpft werden und so.

Nenad: Also, also von urvielen Österreichern hör ich immer: „Du Scheiß-Tschusch, pass auf wo du hinsteigst“, zum Beispiel gestern im Mackie, ich bin einem auf die Schuhe gestiegen, es war voll, ich wollt es nicht. (...) Ich sag ihm noch: „Tschuldige“ – Er so: „Du Scheiß-Tschusch!“ (...) Aber manchmal kommt es mir so vor, dass sich die Leute selber beschimpfen. (...) Weil, ich mein, ich will nicht böse sein, aber, was wären die Österreicher ohne uns jetzt? Wirklich?

Roma: Bildung: Wissenschaft

Mikael Luciak

„Dosta! (Es reicht!) Was die Roma betrifft, gibt es nichts Furcht erregendes, außer eure Vorurteile.“
(<http://www.dosta.org>)

In der Ankündigung zum Themen-Schwerpunkt dieser Ausgabe wurde die Frage nach der Wirksamkeit der Strategien und Maßnahmen gestellt, welche in den letzten Jahren in der Absicht, die soziale und ökonomische Lage der Roma in Europa zu verbessern, entwickelt und umgesetzt wurden.

Erfahrene Benachteiligungen

Seit geraumer Zeit wird in dieser Hinsicht eine Vielzahl von Initiativen, vor allem im Bildungsbereich, gesetzt. Doch gerade Bildungsinstitutionen haben bisher eher

erreichen Roma oft nicht die geforderten Leistungsstandards, bleiben dem Unterricht häufig fern oder brechen frühzeitig ihre Schullaufbahn ab. Die Gründe dafür sind vielfältig.

Herkömmliche Erklärungsansätze, die den mangelnden Schulerfolg auf „die Kultur der Roma“, ihre Unkenntnis des Schulsystems oder auf fehlende Bereitschaft der Roma-Gemeinschaften, sich an institutioneller Bildung zu beteiligen, zurückzuführen, greifen zu kurz. Schreibt man den Roma selbst die alleinige Verantwortung für ihre fehlenden Bildungserfolge zu, lässt man außer Acht, dass ihnen, historisch gesehen, oft der Zugang zu Bildungsinstitutionen verwehrt blieb, ihnen schulisches Lernen die Assimilation an die jeweilige Mehrheitsgesellschaft abverlangte und ihre Kultur und Sprache im Bildungswesen keinerlei Berücksichtigung fanden. Erfahrene gesellschaftliche und institutionelle Benachteiligung lassen die Skepsis vieler Roma, ob sich die Investition in schulische Bildung in Einrichtungen der Mehrheitsgesellschaft tatsächlich lohnt, durchaus verständlich erscheinen.

In Anbetracht der schwierigen sozialen und ökonomischen Lage der Roma-Gemeinschaften in den Ländern Europas ist die Fragestellung legitim, ob denn die Vielzahl an nationalen und internationalen Maßnahmen, die auf eine Verbesserung der Lebenssituation der Roma abzielen, auch die intendierte Wirkung zeigt. Dabei darf es nicht darum gehen, die Ergreifung längst überfälliger Initiativen an sich infrage zu stellen. Sehr wohl bedarf es aber einer Evaluierung der Sinnhaftigkeit und des praktischen Nutzens einzelner Maßnahmen, um zu prüfen, ob die zur Verfügung gestellten Mittel richtig eingesetzt werden und die Betroffenen aus ihrer Sicht darin eine Verbesserung sehen.

Positive Beispiele aus Bildungsbereich

Eine Reihe von Bildungsinitiativen, Pilotprojekten und Schulmodellen der letzten Jahre zeigen nachweislich positive Auswirkungen hinsichtlich des Bildungserfolges von Roma-SchülerInnen. Zu nennen wären die vom *Open Society Institute* finanzierte *Step by Step Roma Special Schools Initiative*, in deren Rahmen in Bulgarien, der Tschechischen Republik, der Slowakei und Ungarn Pilotprojekte durchgeführt wurden, die

deutlich machten, dass bis zu zwei Drittel der Roma-SchülerInnen, welche Sonderschulen besuchen, nach entsprechender Förderung durchaus die Leistungsstandards der Regelschule erfüllen können. Ein weiteres positives Beispiel wäre die Gandhi-Mittelschule im ungarischen Pécs, eine Schule für Roma-Angehörige, von denen es vielen gelingt, höhere Bildungsabschlüsse zu erzielen. Auch Initiativen in Österreich, wie die vom *Verein Roma* organisierte außerschulische Lernbetreuung für Burgenland-Roma in Oberwart oder die Lernhilfe für Roma-MigrantInnen des *Romano Centro* in Wien, können auf positive pädagogische Erfolge verweisen.

Trotz ihrer unterschiedlichen Ausrichtung ist allen diesen Bildungsinitiativen eines gemeinsam: Sie arbeiten eng mit den jeweiligen Roma-Gemeinschaften zusammen – im Wissen darum, dass Lernförderung mit Vertrauensbildung einhergehen muss. Demgemäß wäre auch im Bereich der erziehungswissenschaftlichen Forschung vermehrt der Einsatz forschungsmethodischer Zugänge mit partizipativem Charakter wünschenswert. Forschungsansätze, die Gruppenangehörige in alle Phasen des Forschungsprozesses miteinbeziehen und auf einen praktischen Nutzen für die Betroffenen abzielen, können erfolversprechender sein als die vielen bisherigen Datensammlungen zum Bildungsnotstand der Roma, die kaum Aufschluss über dessen Hintergründe geben und am Status quo wenig ändern.

Damit steigende Bildungserfolge künftig auch die Arbeitsmarktchancen von Roma erhöhen und somit dazu beitragen, ihre oft schwierige soziale Lage zu verbessern, bedarf es zudem verstärkter Initiativen, die über den Bildungsbereich hinausreichen und zum Abbau gesellschaftlicher Barrieren beitragen, mit denen Roma sich bislang konfrontiert gesehen haben.

Mikael Luciak

ist *Universitätsassistent am Institut für Bildungswissenschaft der Universität Wien und Vorstandsmitglied der International Association for Intercultural Education (IAIE).*

Aktuelle Publikation bzw. Forschungsprojektbeteiligung des Autors:
Luciak, M. (2007): *Roma in Sonderschulen – eine Herausforderung für die Heilpädagogik Mittel- und Osteuropas*. In: Biewer, G./Luciak, M./Schwinge, M. (Hg.): *Begegnung und Differenz: Menschen – Länder – Kulturen*. Beiträge zur Heil- und Sonderpädagogik. Klinkhardt (in Druck)

Multilaterales Comenius EU-Projekt (2007-2009) *Teacher In-Service Training for Roma Inclusion (INSETRom)*

Ein angewandter Widerspruch

Erwin Riess

Der Dozent traf Groll am Fuß der Seuttergasse im 13. Bezirk. Groll war entgegen seiner Maxime, Floridsdorf nur in Fragen von Krieg und Frieden und gescheiterten Lieben zu verlassen, nach Hietzing gekommen, weil der Dozent in einem Brief Ängste vor einem kleinen chirurgischen Eingriff geäußert hatte. Groll war zivilisiert genug, den Grund der Angst nicht näher zu erfragen, er war aber auch Freund genug, den Dozenten bei dem Spitalsbesuch – er sollte im nahen Josefspital erfolgen – zu begleiten.

Der Dozent hatte schon auf Groll gewartet; die steile Seuttergasse wollte er ihn nicht mit dem altersschwachen Renault 5 sich hinaufquälen sehen. Der Dozent gab keine MEL-Aktie auf das ausgeleierte Automatikgetriebe, mehrmals hatte er miterlebt, wie selbst moderate Steigungen dem Wagen so sehr zusetzten, dass ein plötzliches Hinscheiden des Antriebsblocks nicht eine Frage von Minuten, sondern von Sekunden war. Mit Mühe hatte Groll am Beginn der Steigung einen Parkplatz gefunden, an dem er ungefährdet den Rollstuhl aus dem Wagen ziehen konnte. Erfreut hatte der Dozent Groll eine pfirsichgelbe Rose überreicht. Gerührt hatte Groll die Blume entgegengenommen. Im Versuch, weltmännisch zu wirken und sich den Hietzinger Gepflogenheiten anzupassen, hatte er die Blume geknickt und mangels eines besseren Platzes zwischen Polster und Spritzdecke des Rollstuhls festgezwängt. So eilten die beiden die Straße hinunter zum Josefspital, bei jedem Stoß mit den Treibreifen nickte die pfirsichgelbe Rose zwischen Grolls Beinen keck mit dem Köpfchen.

Die Erfahrung hatte Groll gelehrt, im Dozenten eine noble, die eigene Unversehr-

heit gering achtende Person zu sehen, und eben aus diesem Grund verwickelte er den Dozenten in ein Gespräch über eine Sache, die er einen „angewandten Widerspruch“ in der Tertiärwelt der Minderheiten bezeichnete. In seinem Gemeindebau wohne eine Roma-Familie, die sich einer bemerkenswerten Sozialtechnik befleißige.

„Jeden Tag fahren vier Männer in guten Anzügen mit einem neuen Mercedes 600 vor und legen gemächlichen Schritts die paar Meter vom Parkplatz zur Wohnung ihrer Verwandten im Gemeindebau zurück. Zwei der Männer sind in den besten Jahren, die anderen beiden können als ihre Söhne durchgehen, denn sie verfügen wie die beiden Alten über einen beeindruckenden Bauch, den sie würdevoll durch die Wohnanlage schieben. Allem Anschein nach sind die vier honorige Geschäftsmänner, und es wäre sonst weiter nichts über sie zu berichten – gäbe es da nicht einen kleinen, aber ärgerlichen Widerspruch.“

Neugierig neigte der Dozent den Kopf in Richtung Groll. Der fuhr fort: „Regelmäßig blockiert der große Mercedes die Ausfahrt eines Behindertenparkplatzes. Dieser wurde für einen Rollstuhlfahrer eingerichtet, der ebenfalls einen Mercedes fährt, ein älteres Coupé der C-Klasse.“ Der Dozent verlangsamte seinen Schritt und wollte wissen, ob der behinderte Mercedes-Fahrer die Roma-Männer angezeigt habe. Nein, erwiderte Groll, es sei dem blockierten Benz-Fahrer nicht opportun erschienen.

Der Dozent blieb stehen.

„Was meint er damit? Meint er etwa, dass er – eingedenk der heimischen Historie, die mit Roma und Behinderten gleich

grausam umgesprungen war – auf die Einschaltung der Justiz verzichtete? Vielleicht in der Hoffnung, durch ein Gespräch eine Klärung dieses unwürdigen Zustands zu erreichen? Oder getraute er sich nicht, die Polizei einzuschalten, weil er um seine Reifen fürchtete? Ersteres wäre ein Beleg für einen fürsorglichen Rassismus, Letzteres ein Ausdruck einer primitiven Spielart desselben Phänomens.“

Auch Groll war stehen geblieben, er schüttelte den Kopf und sagte: „Die Sache war einfacher, als Sie glauben. Gleichzeitig war sie aber auch schwieriger.“

Er solle nicht in Rätseln sprechen, sagte der Dozent und schaute auf die Uhr. Dann setzte er sich wieder in Bewegung.

„Der Mercedes-Fahrer versuchte, mit dem Quartett ins Gespräch zu kommen“, sagte Groll, der mit dem Dozenten Schritt hielt. „Aber die Vier gingen nur höflich grüßend an ihm vorüber. Offensichtlich hatten sie schlechte Erfahrungen mit Gesprächen gemacht, dachte mein Bekannter. Dann spielte er alle Varianten durch, kam aber immer wieder zum selben Ergebnis: Eine Anzeige würde die Männer der Wiener Polizei aussetzen, was mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht ohne Diskriminierung abgehen würde. Nichts zu unternehmen, ginge aber auch nicht, es wäre eine Aufforderung an das Quartett, sein Verhalten fortzusetzen.“

Der Dozent und Groll waren vor dem Eingang des Spitals angekommen.

„Bitte sagen Sie mir, wie die Sache endete, in zehn Minuten liege ich unter dem Messer“, sagte der Dozent.

„Mein Bekannter erinnerte sich eines antiken Gleichnisses. Wer gezwungen ist, sich in einer Sache zu entscheiden, die Alternativen aber allesamt unzumutbar sind, der kann nur eines machen: Er kopiert die Übeltäter.“

„Das heißt?“ Der Dozent trat durch die Eingangstür. Groll blieb stehen.

„Mein Bekannter schaltete einen Freund ein; der blockierte seinerseits den Sechshunderter, wenn der die Ausfahrt meines Freundes verparkte. Selbstverständlich schalteten die vier Roma die Polizei nicht ein. Sie suchten auch nicht das Gespräch mit meinem Bekannten. Sie hörten auch nicht auf, ihn höflich zu grüßen. Sie hörten nur auf, seine Auffahrt zu blockieren.“

Der Dozent lächelte. Rasch durchquerte er die Empfangshalle. Groll beschloss, in der Halle zu warten. Er hatte eine vergilbte Fotografie an der Wand erblickt; sie zeigte einen alten Schaufelraddampfer auf der Donau. Auf dem Aussichtsdeck spielte eine Zigeunerkapelle.

Thema-Fotos: Jupiter Images



zur Reproduktion der schlechten sozialen Verhältnisse der Roma beigetragen als zu Möglichkeiten ihres sozialen Aufstiegs. Davon zeugt unter anderem der anhaltende, überaus hohe Anteil von Roma-SchülerInnen in Sonderschulen vieler europäischer Länder, ein Umstand, der die beruflichen Möglichkeiten und das gesellschaftliche Vorankommen vieler Angehöriger der jungen Generation einschränkt. Doch auch in Regelschulen



„Wir sind auch Südtirolerinnen und Südtiroler!“

Stefan Nicolini

„Entstehung und Bedeutung autochthoner Identitäten in Südtirol“ – das war der Titel einer Tagung an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Freien Universität Bozen in Brixen. Eine Spurensuche der Vielfalt.

In Südtirols Öffentlichkeit wird die schon immer existierende Vielfalt kultureller und historischer gewachsener Identitäten kaum wahrgenommen. Die Mehrheitskultur der deutschsprachigen Minderheit, die sich in den letzten Jahrzehnten nach der faschistischen Unterdrückung bis 1945 und der postfaschistischen Unterdrückungspolitik bis 1969 mit der neu geschaffenen Autonomie als dominierende Gruppe der Provinz Bozen herausgebildet hat, lässt für eine konstruktive Auseinandersetzung mit anderen ethnischen, religiösen und sozialen Gruppen wenig Spielraum.

Laut Hannes Obermair, Archivar und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Stadtarchiv Bozen, gibt es keine lineare, einheitliche deutsche Identität Südtirols, vielmehr nur ein Residuum an vernationaler, regionaler Identität, das sich seit der Annexion Südtirols an Italien im Jahre 1919 von einer gesamt-

eine Kultur – erlebt daher seit den 90er Jahren eine Renaissance, die ihre Gründe u. a. in der prosperierenden lokalen Wirtschaft und in der Konsolidierung der Autonomie findet. „Doch dies ist kein Phänomen, das nur auf diesen Landstrich zutrifft“, meint Walter Lorenz, Professor für angewandte Sozialwissenschaften an der Freien Universität Bozen und Leiter der Tagung.

Verschüttetes jüdisches Leben in Meran

Neben der deutschen, italienischen und ladinischen Minderheit, die ihr jeweiliges Territorium in den Dolomitenklüften klar einzugrenzen weiß, gibt es in Südtirol auch eine jüdische Identität, die in der Kurstadt Meran ihren Ursprung hatte und dort auch höchste Ausprägung erfuhr.

Zur Zeit zählt die jüdische Kultusgemeinde in Meran nur mehr an die 50 Mitglieder. Dabei umfasst die Gemeinde Südtirol und das Trentino bis zum Gardasee. Dies war aber nicht immer so. Bis 1938 lebte ein Rabbiner in der Stadt. Denn vor der Naziherrschaft gab es in Meran ein reges jüdisches Leben. Die Blütezeit reicht in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück, wie die Historikerin Rosanna Pruccoli aus Meran in ihrem Vortrag skizzierte.

Die Ursprünge der jüdischen Gemeinde von Meran liegen in Hohenems/Vorarlberg. Hier gibt es eine bereits auf das Mittelalter zurückreichende jüdische Gemeinde. 1840 bekamen Juden die Erlaubnis, sich auch jenseits der Grenzen von Vorarlberg niederzulassen. So entstand allmählich eine kleine jüdische Gemeinde südlich des Alpenhauptkamms. 1893 lebten bereits 90 Juden in Meran, im Jahre 1938 waren es 600. Sie eröffneten eine Privatbank, Sanatorien, Hotels, Pensionen. Stefan Zweig, Franz Kafka, Chaim Weizmann, Arthur Schnitzler und Sigmund Freud erholten sich hier. 1901 wurde die Synagoge nach deutschem askenasischem Ritus eingeweiht. Im Untergeschoss wurde ein jüdisches Museum eingerichtet.

Als der faschistische Machthaber Benito Mussolini 1938 die sogenannten Rassen-gesetze einführt, wurden die jüdischen BürgerInnen Merans zur Flucht gezwungen. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Italien im September 1943 wurde in Meran die erste Judendeportation Italiens durchgeführt. An die 80 Meraner Juden, die geliebt waren, wurden aufgegriffen,

deportiert und in den Konzentrationslagern ermordet.

Der ehemalige Bürgermeister entschuldigte sich im Rahmen der 100-Jahr-Feiern im Jahre 2001 als erster Südtiroler Politiker für das von Juden erlittene Unrecht. Dennoch: Bis heute ist die Frage der Restitution jüdischen Eigentums nicht gelöst. In einem einzigen Fall wurde das Eigentum dem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben.

Die stille Ausgrenzung

Eine weitere autochthone Gruppe bilden die Sinti. Seit 1890 leben in der geografischen Region Trentino-Südtirol mehrere Sinti-Familien. Sie bezeichnen sich als *Sinti altoatesini* – die aus Österreich kommen. Die Sinti zählen in der Region ca. 900 Personen. „Linguistisch werden sie den mitteleuropäischen Sinti, Sinte und Manuš zugeordnet, die anders als viele Roma-Gruppen auf einen langen Aufenthalt in deutschsprachigen Gebieten zurückblicken“, sagte Elisabeth Tauber, Ethnologin und Mitarbeiterin der Ludwig-Maximilian-Universität München.

Die Sinti konstruieren ihre Identität an der Beziehung zu ihren Verstorbenen. Während diese bis in die 60er Jahren noch nomadisch lebten, wurden ihnen ab dem Jahre 1980 von den Gemeindeverwaltungen Siedlungs- und Lagerplätze zugewiesen. Diese befinden sich meist an unzumutbaren Orten wie Autobahnausfahrten oder neuralgischen Verkehrsknotenpunkten am Rande der Städte und Siedlungen.

Elisabeth Tauber versuchte in ihrem Referat die Frage zu beantworten, weshalb die Sinti Familien keinen Vertreter aus ihren eigenen Reihen wählen, der sie als eigene Gruppe vertritt und auf diese Weise politische Rechte in der Mehrheitskultur einfordert. Ein Hauptgrund dafür liege in der Tatsache begründet, dass die Sinti-Gesellschaft prinzipiell nicht-hierarchisch organisiert sei, so Tauber. Die einzelnen Familien wählen keinen Anführer oder Sprecher aus den eigenen Reihen, da sie der festen Überzeugung sind, dass kein Mensch für einen anderen Menschen sprechen dürfe.

Trotz der großen Unterschiede zwischen den einzelnen autochthonen Identitäten sollte der gemeinsame Nenner die zivilgesellschaftliche Nüchternheit sein, meinte Hannes Obermair. Und er schloss mit den Worten: „Wir bewohnen das gleiche Stückchen Erde, dieselbe ökologische Nische. Das und das damit notwendigerweise verbundene kosmopolitische Bewusstsein müssten im Grunde doch reichen? Oder doch nicht?“

Stefan Nicolini, Journalist, Bozen.

Fußball – kein Sport für Frauen?

Petra Permesser und Alexander Pollak

Die männliche österreichische Nationalmannschaft kann noch so katastrophal spielen, die Fußballvereine noch so international untergehen – der Männerfußball bleibt neben dem Alpinski die österreichische Nationalsportart. Doch wie steht's mit dem Frauenfußball in Österreich?

Frauen und Fußballspielen – das ist ein Widerspruch, denken sich viele Männer. Und es sind fast ausschließlich Männer, die in den Sportverbänden und im Sportjournalismus das Sagen haben. Resultat: Kaum jemand kennt eine österreichische Fußballerin oder den Namen eines Frauenfußballteams. Schon mal von Ivica Vastic oder Alexander Zickler gehört? Klar. Beide wurden dieses Jahr zu Fußballern des Jahres in Österreich gewählt. Aber wie schaut es mit folgendem Namen aus: Natascha Celouch. Schon mal gehört? Sie ist auch Fußballerin des Jahres, besser gesagt, Fußballerin. Und genau das scheint in Österreich den entscheidenden Unterschied zwischen Beachtung und Nichtbeachtung auszumachen.

Männer denken an die Oberweiten

Die in Europa noch immer weit verbreitete Denkhaltung, Kicken sei eine reine Männerdomäne, führt unter anderem dazu, dass sich Fußballerinnen immer wieder verbalen Angriffen ausgesetzt sehen, die ihre Weiblichkeit infrage stellen. Zwar erlebte der Frauenfußball während und nach dem Ersten Weltkrieg eine kurze Blütezeit, aber über weite Strecken des 20. Jahrhunderts war er in Europa geächtet. Im Nationalsozi-

alismus und auch danach war er in einigen Ländern sogar verboten. In Deutschland blieb dieses Verbot z. B. bis 1970 aufrecht. Aber auch nach der Wiedereinführung mussten Frauen hart dafür kämpfen, Fußball spielen zu dürfen. Die Spielerin Bettina Gros dazu: „Ich bin erst mit 20 zum Verein gekommen. Ich wollte schon früher, habe auch in der Schule mit den Buben in der Pause gespielt, aber mein Vater hat es mir verboten, weil die Verletzungsgefahr zu groß ist.“ Männliche Funktionäre dachten sogar über die Modifikation der Fußballregeln für Frauen nach, so wurde z. B. befürchtet, dass bei der Abseitsregel der Begriff „gleiche Höhe“ aufgrund unterschiedlicher Oberweiten zu Auslegungsschwierigkeiten führen könnte.

Seit 1982 existiert eine österreichische Frauenbundesliga. Mittlerweile gibt es im österreichischen Fußballbund eine eigene technische Abteilung für Frauenfußball, aber die zur Verfügung gestellten Budgetmittel betragen gerade einmal 1,75 % des ÖFB-Gesamtbudgets. Übertroffen wird die budgetäre Geringschätzung nur noch von der medialen Ignoranz, die nur sehr langsam aufzuweichen scheint. Wer beispielsweise im Online-Archiv des STANDARD recherchiert, findet für die letzten elf Jahre über 13.000 Einträge zum Thema Fußball und ganze 31 Einträge zum Thema Frauenfußball. Beeindruckendes Verhältnis: 400 : 1. Zwei Drittel dieser 31 Einträge stammen übrigens aus den vergangenen vier Jahren.

Umdenken von Grund auf

Was ist nun also zu tun, um den Frauenfußball zu fördern und den Männern das überhebliche Lächeln abzugewöhnen, wenn davon die Rede ist, dass Frauen Fußball

spielen? Zuerst einmal gehört das Bewusstsein dafür geschärft, dass eine patriarchale Gesellschaft bereits von frühester Kindheit an ihre prägende Wirkung entfaltet, in der Familie, im Kindergarten und in der Schule. Die Sportwissenschaftlerin Rosa Diketmüller ist daher überzeugt, dass die Ausbildung für Sportlehrerinnen im Bereich Fußball forciert und eine Schülerinnenliga eingeführt werden müsse. Letzteres wird auch von Sportstaatssekretär Lopatka unterstützt.

Darüber hinaus gilt es auch, in die Verbands- und Förderungsstrukturen einzugreifen, die sich derzeit fast ausschließlich an den Bedürfnissen der Burschen und Männer orientieren. Lopatka will dafür sorgen, dass Sportförderungen in Zukunft mit der Auflage verbunden werden, dass ausgewiesen werden muss, welcher Anteil an den Frauensport geht. „Damit können wir den Finger dann auf offene Wunden legen“, so Lopatka.

Neben dem Steuerungsinstrument der Fördervergabe gibt es aber noch einen anderen Weg, der vor einiger Zeit in Deutschland erfolgreich eingeschlagen wurde. Es werden Synergieeffekte von Männer- und Frauenfußball genutzt. Bundesligavereine müssen sowohl Männer- als auch Frauenteams haben, und Spiele werden des Öfteren hintereinander angesetzt, sodass sich das ZuschauerInneninteresse auf den Gesamtfußball übertragen soll.

Vielleicht schaffen es Politik, Medien und Verbände ja, das Männer-EM-Jahr 2008 dafür zu nutzen, um die seit Jahren zu verzeichnenden Zuwächse beim Frauen- und Mädchenfußball für einen nachhaltigen Gleichberechtigungs- und Professionalisierungsschub zu nutzen. Vielleicht.

Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme“-Sendung vom 27. 9. 2007. Nähere Informationen zur Sendung: www.initiative.minderheiten.at

Die STIMME braucht Abonnentinnen und Abonnenten!

Die Zeiten werden kälter für Zeitschriften wie die STIMME von und für Minderheiten. Subventionen werden Jahr für Jahr gekürzt, dafür steigen die Ausgaben. Die STIMME braucht Ihre finanzielle Unterstützung. Ein Jahresabo kostet **20 Euro**.

Entweder ein eMail an: abo@initiative.minderheiten.at

oder die Überweisung auf unser Konto:
Initiative Minderheiten, BAWAG (BLZ: 14000); Kontonummer: **01210600910**

wäre ein wichtiger Beitrag. Danke!

brief nach istanbul

an Erkan Nazli, Architekt, Maler, Grafiker, Lyriker, Absolvent des österreichischen St. Georgskollegs, Istanbul

Mein lieber Erkan!

Verzeih das Besitzergreifende meiner Anrede: Du warst einer meiner allerbesten, vielseitigsten Schüler, und es ist eitel von mir, mich damit schmücken zu wollen, aber ich bin wirklich stolz auf Dich und freu mich, und wie Du malst, zeichnest, schreibst, großartig. Deine Illustrationen zu unserem Buch *heim.at*, Gedichte der Migration aus der Türkei, sind nur einer der Beweise für Deine künstlerische Klasse. Danke!

Ich will Dir von der 12. Documenta in Kassel und der 52. Biennale in Venedig berichten, aber zuallererst muss ich Dir ein schockierendes Erlebnis erzählen: Wir wollten in Venedig in einem kleinen *Market Wein* kaufen, da entdeckten wir in der Getränkeabteilung „Adolf-Hitler-Wein“ mit Bild des Verführers, „Mein-Kampf-Wein“ auch mit Hitlerbild. Fast hätte ich einen Weinkrampf, verzeih das Wortspiel, nein, einen Tobsuchtsanfall bekommen. Ich will fotografieren, da kommt die Kassierin gelaufen und schreit: „Fotografieren verboten!“ Ich sage, dass ich den Mist doch fotografieren werde. Sie lief davon, ich rief ihr nach, sie solle die Polizei holen. Wir verließen entsetzt den Laden, da kommt die Besitzerin wild gestikulierend daher. Ich sage, da kauf ich nicht ein und ob sie verrückt ist. Ich sei blöd, das ist *business*, ihre Reaktion. Da dachte ich, für welche Kunden – die Antwort könnte peinlich sein. Ein wenig wären wir auf irgend etwas sehr Ärgerliches dieser Art fast schon eingestimmt gewesen: Stell Dir vor, in den Giardini, wo die Pavillons der Biennale sind, begegnete uns, kaum zu glauben, eine junge Frau mit Pistole im Anschlag, entsprechender Haltung und unsympathischer Mode im *military look* (hier bewusst englisch, bzw. amerikanisch!). Ich fragte sie, was sie damit wolle: Protest gegen Krieg, Waffengebrauch oder gegen diese dumme Mode? Nein, ein Projekt der Kunstakademie – wollte ich meinen Ohren nicht trauen! Aber auch darauf, nämlich Waffen als Ausstellungsobjekte, wären wir vorbereitet gewesen, nur in ganz anderem Sinn, nicht als infantiles Spielzeug: den selbstkritischen Rückblick eines der Stars der Biennale und Documenta, Nedko Solakov, auf seine Tätigkeit beim bulgarischen Geheimdienst. Diese beiden größten, berühmtesten Kunstausstellungen erleben bernhardgemäß

natürlich jede Menge Kritik; mir gefiel ja auch nicht alles, und einiges ärgerte mich sogar: In Kassel z. B. gab es so etwas von peinlich verwaschener Landart, den auf jede Weise gescheiterten Versuch des Thailänders Sakarin Krue-On, auf dem Hügel vor dem Schloss Wilhelmshöhe mit gewaltigem Aufwand Reis-Terrassen anzulegen. Nichts davon gelang, kein Reis wollte gedeihen, die Terrassen selbst waren formal uninteressant, der Hang drohte abzurutschen. Besonders geschmacklos, geradezu frivol fand ich die Idee, angesichts von Hunger und Not in Thailand, Burma und den Nachbarländern, hier so eine verpfuschte Kulisse zu schaffen. Es gab einiges an bewusst politisch Brisantem, also Zeitgemäßem, aber noch ein weiteres Missgeschick, doch ganz anderer Art: Ai Weiwei (China) riesige Skulptur aus alten Türen und Fenstern, eine Art monumentales Windrad, stürzte wenige Tage nach der Eröffnung in sich zusammen. Seither sagen wir, wenn ein kleines Missgeschick passiert: „Ai weiwei!“ Der Tausendsassa-Künstler aber meinte, jetzt gefiele es ihm noch besser. Mir auch nicht schlecht, fotografisch bis schadenfroh reizvoll, aber noch besser gefallen mir seine schönen, funktionellen Sesselskulpturen, zusammengebastelt aus Teilen alter Möbel. Ausprobiert – angenehm, die lange Kunstwanderung in den von Kritikern böse „Treibhauslabyrinth“ bezeichneten Ausstellungs-Tonnengewölbe-Zelten durch bequemes Sitzen zu unterbrechen –, sie hielten der Belastung stand! Er wollte auch 1001 Chinesen nach Kassel mitbringen, kann ich ihm nachfühlen, was aber seine konkrete Absicht war, weiß ich nicht – Begegnung, Kulturschock? Mich beeindruckten in Kassel mit dem tollen Logo am stärksten die Werke des Afrikaners Romuald Hazoumé, Benin, den ich schon von der Biennale 1997 in Istanbul kenne. Aus alten Benzinkanistern schafft, montiert er seine ergreifenden Werke, Köpfe, „Masken des Zorns“ genannt. Ich hatte diese Idee damals sogar in meinen Werkunterricht aufgenommen, aber den Ernst der Aussage noch nicht verstanden. Seine Kanisterplastiken sind Ausdruck für Armut, fehlende Infrastruktur, lebensgefährlichen Schwarzhandel. Das „Dream-Boot“, aus 304 offenen Benzinkanistern zusammengesetzt,

symbolisiert alten und neuen Sklavenhandel und Armutsflucht aus Afrika in den reichen Westen, hier Norden und in die Neue Welt, die Verzweiflung der Flüchtlinge, von denen jährlich tausende in seeuntauglichen Schiffen zu Tode kommen. Auch in Venedig wird im Island-Pavillon ein Boot zum Träger etwa derselben Aussage.

In Venedig war für uns die Retrospektive Emilio Vedovas, eines lebenslang „Jungen Wilden“ (kürzlich hochbetagt verstorben) ist man versucht zu sagen, das packendste Erlebnis. Rafael Lozeno-Hemmer, Mexiko, beeindruckte mit unglaublichen Licht- und Schatten-, Bilderspielen; England mit der halbtürkischstämmigen Tracy Emin, ihren expressiven Bildern und fragilen Holzskulpturen; El Anatsui im Arsenal, Ghana/Nigeria, mit seinen wunderschönen, riesigen Wandteppichen ge- und verknüpft aus unzähligen kleinen Blech-Abfall-Elementen, *ready mades* wie Bierdosenöffner ... „No Roma“ nennt sich eine Ausstellung, ich dachte ein wenig amüsiert an eine Anti-Vatikan-Aktion, es war aber eine, nein, die *erste* Ausstellung von Roma-Künstlern im Rahmen der Biennale, aber etwas außerhalb, abseits, doch spannend, kraftvoll, individuell, gut!

Bis 21. 11. läuft im repräsentativen Rahmen des Dogenpalasts die hochinteressante Ausstellung „Venedig und der Islam“, Jahrhunderte alte Geschichte gegenseitiger Befruchtung in Wissenschaft, Kultur, Kunsthandwerk, Handel ..., nur kurz durch Kriege unterbrochen.

Kassel und Venedig, diese beiden Welt-Kunstaustellungen, lassen sich respektvoll natürlich nicht so kurz abhandeln, aber ich bringe, wenn ich in genau neun Tagen in Istanbul ankomme, Kataloge, Fotos mit, treffen wir uns und gehen dann auch gemeinsam in Gül Eralis Ausstellung. *Tamam mı?*

Gestern war ich von „Friede, Institut für Dialog“, einer muslimisch-türkischen Initiative in Innsbruck, zur abrahamitischen Tafel, einem interreligiösen Iftar-Abendmahl, mit Christen und Juden eingeladen, feierliches Beisammensitzen, Essen, Trinken nach Sonnenuntergang im Ramazan. Das Tischgebet waren ein muslimischer Gebetsruf und ein Psalm aus der Bibel, vorgetragen von einem katholischen Theologen. Es war alles ergreifend schön, beste Stimmung und ein ebensolches Mahl, eine gelungene und beispielhafte Aktion. Bis bald! Selamlar, Gerald Kurdoğlu Nitsche

WAS BEDEUTET CHANCENGLEICHHEIT FÜR MINDERHEITEN? WHAT IS THE SIGNIFICANCE OF EQUAL OPPORTUNITIES FOR MINORITIES?

INTERNATIONALE TAGUNG INTERNATIONAL SYMPOSIUM 9./10. NOVEMBER 2007

Albert Schweitzer Haus Schwarzschanerstraße 13 A-1090 Wien

Eine Veranstaltung der Initiative Minderheiten in Kooperation mit der Evangelischen Akademie und der Liga für Menschenrechte



EZA

EZA – NATÜRLICH FAIR

NATÜRLICH FAIR



Seit 1975 setzt die EZA – Österreichs größte Fair Trade Importorganisation – den Fairen Handel in die Praxis um. Aus anonymen ProduzentInnen werden Menschen mit Gesicht und Stimme. In ihrem Angebot spiegeln sich Können und Kreativität von über 100 Partnerorganisationen in Afrika, Asien und Lateinamerika. Genuss und Ästhetik verbinden sich mit Verantwortung gegenüber Mensch und Natur zu einem sinnvollen Ganzen.

EZA Fairer Handel GmbH · Wenger Straße 5 · 5203 Köstendorf, Austria · T 06216/20200-0 · office@eza.cc · www.eza.cc



„Wie ich's schaff? Mit dem waff.“

So viel Hilfe für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer gibt's nur in Wien. Für Menschen, die im Beruf weiterkommen wollen. Der waff macht's möglich.

Neue Chancen: Wir beraten Sie gerne: ☎ 217 48-555, www.waff.at

Wiener ArbeitnehmerInnen Förderungsfonds **waff**

Ein Fonds der Stadt Wien

Vorhang auf für Junge Architektur!

Betül Bretschneider

Immer häufiger werden neue Vermittlungsmethoden angewendet, um die Architektur, die sich nicht immer leicht zwischen Kunst, Technik und Kultur positionieren kann, an die Gesellschaft heranzubringen. Wie kann ein Annäherungsprozess zwischen Architekturplanung und Gesellschaft stattfinden?

Architekturschulen sind vermutlich jene Orte, wo die Studierenden ihrem Beruf als „Mission“ nachgehen und dort gerade noch durch ihre unbeschwerten Entwürfe auf den gesellschaftlichen und technologischen Wandel reagieren können. Danach herrschen nämlich die eiskalten Regeln der Wirtschaft(lichkeit), in der Welt der streng geregelten und konservativen Bauindustrie.

Das Bild der Bauwelt beherrschen in erster Linie die so genannten Star-ArchitektenInnen, deren Handschriften den großen Bauvorhaben als Werbelabel dienen sollen und deren Auftritte nicht selten jenen von

Wandel und praktischen Ausführungen der komplexen Hightech-Bautechnologien übernehmen?

Mensch im Mittelpunkt?

Das zentrale Thema der Architekturbiennale *archdiploma* lautet dieses Jahr „Präsentation von Architekturpraxis und -theorie in einer zunehmend medialisierten Umwelt“. Gezeigt werden ausgewählte Diplomarbeiten der Architektur fakultät der Technischen Universität Wien, in einer mit einem Preisverfahren gekoppelten Ausstellung.

Die Projekte, die sich mit unterschiedlichsten Themen wieder einmal im Ausstellungsraum der *Kunsthalle Wien* befinden, spannen einen breiten Bogen um die Welt und die Zeit.

Die Schauplätze sind Megastädte, Stadtränder, Straßen, Müllhalden, Slums. Die Themen reichen von Gender-Mainstreaming in der neuen Büroorganisation, über neue soziale Wohnformen oder post-kommunistische Plattenbausiedlungen bis hin zu

identitätsstiftend sein soll, indem sie ein Gesicht für das Viertel schafft.

Oder die Rekonstruktion der Synagoge in der Leopoldstadt, ehemals „Mazzesinsel“ Wiens, die als bedeutendes Beispiel türkisch-maurischen Baustils des Späthistorismus galt. Die Sepharden, auch Spaniolen genannt, die als Untertanen des Osmanischen Reichs nach Österreich kamen, genossen wesentliche Freiheiten, ohne der „Judenordnung“ von Maria Theresia zu unterliegen. 1887 wurde der „Türkische Tempel“ in der Zirkusgasse 22 eingeweiht und 1938 mit den anderen jüdischen Einrichtungen zerstört. Klaus Lengauer konstruierte durch die Anwendung einer Computer-aided-Rekonstruktionstechnik, ein 3D-Modell der Synagoge. Er versucht, mit Hilfe der noch existierenden Pläne und Fotoaufnahmen der Realität näher zu kommen. So sehen die BetrachterInnen die fotorealistischen Abbildungen der Fassaden und des Innenraums des Tempels.

Jennifer Bartl thematisierte mittels Bilder das Querdurch-zu-Fuß-Gehen in Wien, nach Vorbildern einer Reihe von Künstlerinnen und Künstlern, u. a. wie Vito Acconci und Richard Long, um „dazwischen“ zu sein und um die ausgrenzende „starre Stadt“ aufzubrechen. Ist es ein Versuch, einem ersehnten Wandel in der Beschaffenheit der öffentlichen Räume nachzugehen?

Foto: RIEDMATTEN



Michele RIEDMATTENs Diplomarbeit: Wohnheim und Werkstätten für behinderte Menschen in Südafrika

Popstars ähneln, inklusive Fans, die für ein Autogramm Schlange stehen. Spekulationsgebiete werden unter den schillernden Namen dieser Stars trotz ihrer hohen Dichte, Höhe oder bedenklichen Lage als neue Stadtteile durchgebracht und somit besser vermarktet ...

Während die Architekturarbeit zunehmend durch Investoreninteressen und einen erhitzten Markt unter Druck kommt und Planungsentscheidungen für unsere Städte auf den Developer-Tischen des Immobilienmarkts getroffen werden, werden Richtung und Inhalte des Architekturstudiums umso heftiger in Frage gestellt. Welche Rolle soll das Studium zwischen theoretischen Auseinandersetzungen mit dem gesellschaftlichen

ökologischen Hochhäusern der boomenden Städte Asiens.

Das Projektteam Astrid Erhardt und Perez Castro bewegte die beschleunigte Verstärkung, insbesondere in den Regionen und um die Megastädte wie México F.D., die sich in einer enormen Abfallproduktion widerspiegelt: Hier ist der Müll nicht nur ein ökologisches Problem, sondern eine soziale Ressource für die *Pepenadores*, die MüllsammlerInnen Mexikos, die in einer marginalisierten Gesellschaft dem Müll immer weiter an den Rand der Stadt folgen, um zu überleben. Zwischen den Müllhalden und dem angrenzenden Wohnviertel Tlatel wurde eine Pufferzone als Arbeitsstätte für Müllverarbeitung geplant, die auch

Architektur ist überall

Schlussendlich vermitteln die ausgewählten und ausgestellten Diplomarbeiten der künftigen Planerinnen und Planer vielleicht nicht immer konkrete Lösungsansätze für zunehmend komplexe Anforderungen des urbanen Lebens, jedoch bieten sie eine markante Vielfalt buntgemischter Aufgaben aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln: durchaus des alltäglichen Charakters der Planungskultur bewusst, weil nämlich Baukultur immer und überall ist – überall, wo Menschen gegenwärtig sind.

Betül Bretschneider arbeitet als Architektur- und Stadtforscherin, Wien.

Wien, Nabel der Ethnomusikologie

Michael Gizicki

Zur 39. Weltkonferenz des ICTM¹ in Wien und der gesellschaftlichen Relevanz der Ethnomusikologie

Die großen Saaltüren werden geöffnet. Der kurdische Alevite Aşkın und sein Bruder Coşkun betreten, virtuos auf Ihren Instrumenten musizierend, den Raum. Treibende Rhythmen auf der großen Trommel *Davul* und klanglich intensive Melodien auf dem Doppelrohrblattinstrument *Zurna*, gepaart mit einer in traditionelle Gewänder gekleideten, richtig akrobatischen Bühnenperformance, lösen Begeisterung und frenetischen Applaus beim Publikum aus.

Wir befinden uns jedoch nicht auf einer traditionell gehaltenen Hochzeit in Anatolien, sondern mitten in Wien, im großen Haydn-Festsaal der Universität für Musik und darstellende Kunst, wo vom 4. bis 11. Juli 2007 die 39. Weltkonferenz des ICTM abgehalten wurde. Die musikalische Darbietung von *Davul und Zurna* war, wie auch die Auftritte von Ruža Nikolić-Lakatos, der *Wiener Tschuschenkapelle*, dem *Ensemble Klesmer Wien*, den *Berg&Tal-Schrammeln* sowie der *1. Wiener Pawlatschen AG*, Teil des Rahmenprogramms, das dieses wissenschaftliche Großereignis abrundete. Für acht Tage wurde ein sich kulturell/musikalisch vielfältig präsentierendes Wien „zum Nabel der Ethnomusikologie“, wie es Ursula Hemetek vom Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie in ihrer Rede bezeichnete.

Die bisher größte ICTM-Konferenz

Seit der Gründung des ICTM war die heuer in Wien stattfindende Konferenz nach Tagungsorten wie New York, Berlin, Hongkong, Canberra, Hiroshima und Rio de Janeiro die bisher größte in der Geschichte der Organisation. Über 450 WissenschaftlerInnen aus 60 verschiedenen Ländern trafen hier zusammen, um bei mehr als 400 Referaten und Panels aktuelle Themen und Fragen der Ethnomusikologie zu diskutieren.

Im Jahr 2002 wurde unter dem Vorsitz von Gerlinde Haid das „Österreichische Nationalkomitee im ICTM“ gegründet, das sich um die Ausrichtung der Weltkonferenz 2007 bemühte. Durch die geopolitische Lage

Wiens und das Engagement des Komitees für den „East European Fund“ wurde erstmals Mitgliedern vom Balkanraum und aus Osteuropa durch Förderung die Teilnahme an einer Weltkonferenz ermöglicht (10 % der TeilnehmerInnen kamen aus Osteuropa).

Zentren des wissenschaftlichen Diskurses im ICTM bilden die 15 *Study Groups*. Sie stellen quasi kleinere Vereine im Verein dar, die sich mit jeweils einem thematischen Schwerpunkt innerhalb des Faches beschäftigen. Die mittlerweile zweitgrößte dieser Gruppen mit rund 260 TeilnehmerInnen nennt sich „Music and Minorities“. Sie wurde 1997 von Ursula Hemetek gegründet. Die Arbeiten der Mitglieder konzentrieren sich auf Erforschung, Dokumentation und interdisziplinäre Studien zu „Musik und Minderheiten“. In der großen Mitgliederzahl spiegelt sich die Aktualität und Relevanz des Themas. Auch alle Präsidenten des ICTM in den vergangenen zehn Jahren waren stets Mitglieder dieser Study Group.

In einjährigem Abstand zu den Weltkonferenzen werden eigene „Study Group Meetings“ abgehalten, bei denen bis zu 60 Papers vorgetragen und diskutiert werden. Bis dato fanden Zusammenkünfte dieser Art in Slowenien, Polen, Kroatien und Bulgarien statt. Das nächste Meeting wird im Mai nächsten Jahres in Prag abgehalten werden. Drei Publikationen² wurden bereits veröffentlicht, eine vierte ist bereits in Vorbereitung.

Wissenschaft als Mediatorin

In enger Verbindung zu „Music and Minorities“ steht die auf der diesjährigen Konferenz von Svanibor Pettan neu gegründete Study Group „Applied Ethnomusicology“. Im Zentrum steht die Frage der Anwendung der Ergebnisse aus der Forschungsarbeit. Inwiefern hat das, was ich tue, gesellschaftliche Relevanz, und wie kann oder soll das erhaltene Wissen angewendet werden? Zum einen gibt es die Position, dass Wissenschaft in der Lehre so wieso immer angewandt wird. Es geht darum, ein Bewusstsein bei MultiplikatorInnen (z. B. StudentInnen) für eine gewisse Materie zu schaffen. Eine andere Strategie beschreibt Hemetek so: „Ethnomusikologie verfügt über das wesentliche Instrumentarium, um interkulturelles Verständnis zu wecken,



Davul und Zurna in Aktion

Informationen weiterzugeben um Vorurteile abzubauen, um Mediatorin zu sein zwischen Minderheiten und Mehrheit, öffentliche Anerkennung für diskriminierte Gruppen zu erwirken und sie in ihrem Kampf gegen Diskriminierung zu unterstützen.“³

Eine wichtige Frage ist hier, wie diskriminierten Gruppen zu Ansehen verholfen werden kann. Es gilt, auf die Bedürfnisse der Minderheit einzugehen. Identitätsdefinitionen haben viel mit ethnomusikologischen Dokumenten zu tun. Als Beispiele seien hier die Rückgabe von Tondokumenten bei *Native Americans* in Nordamerika oder bei Aborigin-Kulturen in Australien (Forschungsarbeit Stephan Wild) genannt. Des Weiteren wäre die Roma-Bewegung in Österreich zu erwähnen. Hier konnte ethnomusikologische Forschungsarbeit dazu beitragen, die Musik der Roma als Nachweis für die Existenz eines eigenen „Volkstums“ zu belegen. Für die Anerkennung als Volksgruppe im Jahr 1993 war dies notwendige Voraussetzung.

Fußnoten

¹ Das ICTM – International Council for Traditional Music ist die seit 1947 bestehende weltweite Vereinigung der EthnomusikologInnen mit dem Ziel der Erforschung, Ausübung, Dokumentation, Erhaltung und Verbreitung traditioneller Musik. Alle zwei Jahre findet eine Weltkonferenz der Organisation statt. Für nähere Informationen: <http://www.ictrmusic.org/ICTM/index.php>

² Pettan, Svanibor/Adelaida Reyes/Maša Komavec (eds.) (2001): *Glaska in manjōine. Music and Minorities*, Ljubljana; Hemetek, Ursula/Gerda Lechleitner/Inna Naroditskaya/Anna Czekanowska (eds.) (2004): *Manifold Identities. Studies on Music and Minorities*. London; Naila Ceribasic and Erica Haskell (eds.) (2006): *Shared Musics and Minority Identities*. Zagreb

³ Ursula Hemetek auf der Pressekonferenz zur Veranstaltung am 2. Oktober 2007.

Michael Gizicki, Student der Musikwissenschaft an der Universität Wien.

Wie ein Wehrdienst weit weg von zu Hause

Nermin Abadan-Unat (2005): *Migration ohne Ende – Vom Gastarbeiter zum Eurotürken*
 edition PARABOLIS: Berlin 2005
 424 Seiten; € 19,-

„Vergleichbar einem Wehrdienst, der entfernt von zu Hause abgeleistet werden muss“, fühlte sich der Aufenthalt in der „Fremde“ für die erste Generation von MigrantInnen an, hält Nermin Abadan-Unat im Vorwort zur deutschen Ausgabe ihrer jüngsten Buchpublikation fest. Im Jahr 1960 waren davon knapp 2700 türkische Staatsangehörige betroffen, die je nach Blickwinkel ihr Glück im Ausland suchten, für unqualifizierte Tätigkeiten im Ausland gebraucht und/oder als überschüssige Arbeitslose ins Ausland „exportiert“ wurden. Nunmehr leben in der EU über 3,5 Millionen türkische Staatsangehörige, allen voran in der Bundesrepublik Deutschland, sowie weitere rund 400.000 in den USA, Kanada, Israel bzw. in arabischen Staaten. Der mit der Metapher des Wehrdienstes angesprochene, für die als „Gastarbeiter“ ausgewanderte Generation kennzeichnende Zustand des Wartens auf das „Ende der Migration“ ist – trefflich, wie der Buchtitel verkündet – mittlerweile von der „Migration ohne Ende“ abgelöst worden.

Von den Ursachen, Entwicklungsstadien und den größtenteils nicht intendierten Implikationen der türkischen Auswanderung nach Europa bzw. der Einwanderung im besonderen in die Bundesrepublik Deutschland legt die vorliegende Publikation ein beeindruckendes Zeugnis ab. Abadan-Unats umfassende wie präzise Bestandsaufnahme beruht auf einem zum Teil schwer zugänglichen Fundus an wertvollen historischen Daten und Fakten, die ihre eigenen Forschungen zu Tage gefördert haben. Ihre Analyse der unterschiedlichen Etappen der türkischen Migration zeichnet sich durch das konsequente Bemühen aus, diesen Prozess „in der Gesamtheit seiner staatsrechtlichen, ökonomischen, politischen und soziologischen Rahmenbedingungen“ darzustellen.

Auch wenn sich die vorliegende Publikation mit den Motiven, Erfahrungen und Strategien sowohl der MigrantInnen aus der Türkei als auch der türkischen und deutschen staatlichen Institutionen befasst, so handelt es sich hier doch nicht um eine länderspezifische Einzelfallstudie. Nermin Abadan-Unat

verliert in ihrer Analyse die Historizität von Migrationsbewegungen genauso wenig aus den Augen wie ihre zunehmende Globalität. So wird dem einerseits zusehends weltumspannenden, andererseits sich stets national und lokal unterschiedlich auswirkenden Charakter internationaler Migration sowie dem komplexen Zusammenspiel nationalstaatlicher Institutionen einschließlich des Rechtssystems, der wechselnden Dynamik ökonomischer Interessen und den allzu menschlichen Anliegen wie Identitäten sozialer Akteure im ersten Kapitel Rechnung getragen. Diese kritische Auseinandersetzung mit Theorien unterschiedlicher disziplinärer Provenienz macht eines deutlich: Die durch eine Vielzahl widerstreitender Interessen ausgelösten, vorangetriebenen und aufrechterhaltenen Migrationen vermag keine Theorie allein in ihrer Ursächlichkeit und Wandelbarkeit erschöpfend einzufangen. Die Autorin plädiert daher, internationale Migration nicht auf „eine einzige Kausalität zu reduzieren“, sondern stets unter Berücksichtigung „von auf mehreren Ebenen gültigen Modellen“ zu analysieren.

Den Besonderheiten der türkischen Auswanderung seit den 1950er Jahren bis heute geht Abadan-Unat anhand reichhaltigen empirischen Materials nach. Das schließt u. a. zwei Untersuchungen ein, die jeweils im Jahr 1963 in Deutschland und 1975 in einer Provinz der zentralanatolischen Stadt Yozgat, aus der eine beträchtliche Anzahl von Arbeitskräften in mehrere europäische Staaten einschließlich Österreich ausgewandert ist, durchgeführt wurden. Bezüglich der Ergebnisse der empirischen Studie aus dem Jahr 1963 hält die Autorin fest: „Dabei fiel auch auf, dass ein entscheidender Teil dieser Arbeitnehmer in Deutschland ihre früheren Berufe mit einem höheren Ansehen, wie Lehrer, Verkäufer, Buchhalter verschwiegen und den Status eines Arbeiters vorgezogen hatten“. Mit anderen Worten ging die türkische Migration zum Teil auch mit einer (Selbst-)Degradierung des bereits vorhandenen Qualifikationsprofils einher – ein Umstand, der sich durch das damalige Lohngefälle zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland und die dadurch bedingte Bereitschaft von MigrantInnen, auch Tätigkeiten auszuüben, für die sie überqualifiziert waren/sind, erklären lässt. Dieser Befund widerspricht jedenfalls der vorherrschenden

öffentlichen Wahrnehmung von ehemaligen „Gastarbeitern“ als unqualifizierte Hilfskräfte.

Den Auswirkungen der Migration auf die geschlechtsspezifische Rollenverteilung und dem ambivalenten Wechselspiel zwischen Migration und Emanzipation im Übergang von lokalen zu transnationalen Haushalten widmet die Autorin ein besonderes Augenmerk. Auch dem Dilemma der so genannten zweiten bzw. dritten Generation, sich zwischen den widersprüchlichen Erwartungen der Assimilation resp. der nationalistisch oder religiös untermauerten Selbstbehauptung entscheiden zu müssen. Die Autorin steht dem zweigleisigen „elitären“ deutschen Bildungssystem oder der deutschen Staatsbürgerschaftspolitik genauso skeptisch gegenüber – beide Aspekte treffen im Übrigen auch auf Österreich zu –, wie sie von der Türkei eine „globalisierungskritische und den Widerstand integrierende Politik“ einfordert, welche auch die im Ausland lebenden Türkinnen und Türken einbeziehen und unterstützen sollte. Denn: „Der ‚Dialog der Kulturen‘ allein wird die gegenwärtigen und noch zu erwartenden Spannungen und Konflikte in den Zuwanderungsländern nicht lösen können.“

Nermin Abadan-Unat ist keine Verfechterin eines aus „folkloristischen“ Gründen gesponserten Multikulturalismus. Sie nimmt eine differenzierte und unbequeme Position ein. Die Autorin zieht die in das internationale Migrationsgeschehen involvierten Staaten, in diesem Fall Deutschland und Türkei, gleichermaßen und mit derselben Vehemenz in Verantwortung wie die Communities der MigrantInnen aus der Türkei. Respekt vor der persönlichen Autonomie und der Freiheit, dem Prinzip der Rechtsstaatlichkeit und dem Grundsatz des Laizismus sind jene normativen Maßstäbe, die sie an die integrationspolitische Verantwortlichkeit aller Beteiligten anlegt.

Die zunächst auf Türkisch veröffentlichte Studie, die Anfang 2008 auch in englischer Sprache verfügbar sein soll, dürfte im Gegensatz zu Publikationen, die nicht zuletzt aus Gründen der beständigen Aktualität der Migrationsthematik auf den Büchermarkt geworfen werden, den Status eines „klassischen“ Nachschlagewerks erwerben.

Dilek Çınar,
Ass.-Prof. am Institut für Politikwissenschaft und internationale Beziehungen der Bosphorus Universität Istanbul und Lehrbeauftragte am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien.

Eine neue Kunst, Migration zu regulieren

TRANSIT MIGRATION Forschungsgruppe (Hg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*
 transcript: Bielefeld 2007
 (zweite unveränderte Auflage)
 252 Seiten; € 24,80

Eine neue Kunst, Migration zu regulieren, existiere, so eine der Feststellungen der Forschungsgruppe TRANSIT MIGRATION, die sich im Rahmen eines zweijährigen Projektes mit den Veränderungen im europäischen Migrationsgeschehen auseinandergesetzt hat.

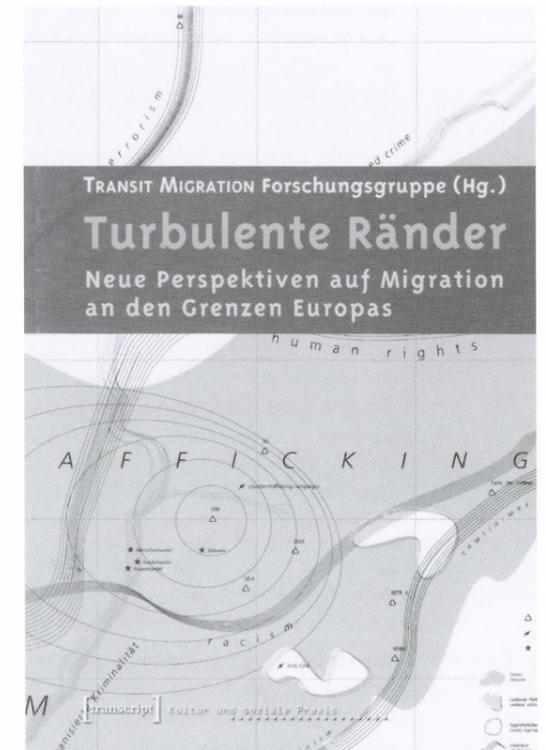
Geografischer Fokus der im vorliegenden Band versammelten Analysen ist der bisher kaum beforschte südosteuropäische Raum, wo sich nach Meinung der AutorInnen ein neues Migrationsregime abzeichne, das gleichsam als Laboratorium für die Migrationspolitiken der EU fungiere. Eingeleitet wird der Sammelband mit der Feststellung, dass nicht nur Regierungen, suprastaatliche Organisationen und NGOs transnational agieren, um der gegenwärtigen Migrationsbewegungen Herr zu werden, sondern auch politische Gruppen, die sich gegen die immer restriktiver werdenden Migrationspolitiken organisieren. Die Metapher der „Festung Europa“, die von linksliberalen und multikulturellen Zusammenhängen ausgerufen werde, um Kritik an den EU-Politiken zu üben, verkenne die Realität, denn „die Grenzen werden nicht einfach gesperrt, Europa schottet sich nicht ab, es entsteht vielmehr ein komplexes System der Limitierung, Differenzierung, Hierarchisierung und partiellen Inklusion von Migrantengruppen“ (Bojadžijev, Karakayal). Für die Kritik an Abschottungsphantasien und -metaphern bildet das Konzept der „Autonomie der Migration“ eine Grundlage ihrer Auseinandersetzungen: Es bedeutet u. a. eine Abkehr von binär organisierten Subjekt-Objekt-Beziehungen, und es versteht das Verhältnis zwischen den MigrantInnen sowie ihren Bewegungen und dem Versuch, diese von (supra-)staatlicher Seite zu reg(ul)ieren, als interdependent: Die

zunehmende Ausweitung der europäischen Migrationspolitiken sei nicht nur als Ausdruck eines imperialen Machtgebarens zu werten, sondern als Reaktion auf die sich andere Bahnen suchenden Migrationsbewegungen.

Mit welcher Kreativität letztere neue Transit-Zonen erproben, veranschaulichen etwa Ausführungen im Beitrag von Sabine Hess und Serhat Karakayal zu „New Governance Politiken“ in der Türkei. Die AutorInnen zeigen auf, wie Migration im Zuge der europäischen Erweiterungspolitik in der Türkei erst als „Problem“ konstruiert werden musste, um politische Regulierungen zu implementieren. Für die Implementierung setzt die EU dabei zunehmend auf PartnerInnen im zivilgesellschaftlichen Bereich und auf suprastaatliche Organisationen, wie dem UNHCR oder der *International Organization for Migration* (IOM). Eine „NGOisierung der Politik“ in Migrationsfragen konstatiert auch Manuela Bojadžijev in ihrem Beitrag, der auf die Ergebnisse von Feldforschungen im ehemaligen Jugoslawien fokussiert. Bojadžijev interpretiert diese Entwicklung, die in vielen postsozialistischen Ländern zu beobachten sei, auch als Ausdruck einer Krise von Staatlichkeit. Der Prozess der NGOisierung verlaufe jedoch nicht ohne Widersprüche: So verhelpen NGOs einerseits zur Durchsetzung von Migrationspolitiken, indem sie z. B. Gesetzestexte ausarbeiten. Gleichzeitig fungieren sie aber auch als *Pressuregroups*, etwa für die Rechte von Flüchtlingen oder Sexarbeiterinnen.

Einige Beiträge beschäftigen sich auf je unterschiedlichem Terrain mit Visualisierungsformen und -techniken zu Migration. So untersucht Brigitta Kuster in „Die Grenzen filmen“ dokumentarische Praxen gegenwärtiger Film- und Fernsehproduktionen über Migration in Europa, deren „gesellschaftliche Konstruktionsleistungen als konstitutive Teile des europäischen Migrationsregimes zu begreifen“ seien. Marion von Osten wiederum reflektiert in ihrem Beitrag den existierenden „spezifischen Bildfundus“ über Migration und verweist auf dessen koloniale Ursprünge. Sie konstatiert, dass Veränderungen in den Wanderungsbewegungen im Zuge der

geopolitischen Umwälzungen nach 1989 auch die „Konstitution von einem neuen Blickregime“ zur Folge hatte, nach dem Europa nun nicht mehr (nur) im „Inneren“ von Migration geprägt werde, sondern die Bedrohung an den Grenzen stattfinde. Dass kritische Wissensproduktionen nicht per se vor der Reproduktion von „weißen Rändern“ und Machtverhältnissen gefeit sind, darauf verweist Peter Spillman schließlich in seiner Diskussion von kritischen Kartografie-Pro-



jekten der letzten Jahre. Gleichzeitig stellt er am Beispiel des Projekts *MigMap* auch deren Potentiale hinsichtlich der Herstellung von kritischem Wissen und Handlungsmacht vor.

Der hier skizzierte Sammelband ist eine empfehlenswerte Lektüre für all jene, die sich mit dem gegenwärtigen Migrationsgeschehen in Europa auseinandersetzen wollen. Die AutorInnen beschränken sich nicht nur auf eine Kritik an dominanten Migrationstheorien, -diskursen und -politiken im deutschsprachigen Raum, sondern stellen auch ihr theoretisches Werkzeug vor, um gegenwärtige Entwicklungen adäquater zu fassen. Problematisch finde ich lediglich die Titelwahl des Buches, die das westliche Europa wieder als Zentrum und die „turbulenten Ränder“ als sein Außen setzt.

Vida Bakondy

Stufen eines Abstiegs – und Schubumkehr

Ludwig Laher: *Und nehmen was kommt*
Roman
Haymon Verlag: Innsbruck/Wien 2007
206 Seiten; € 17,90

Es ist wohl Zufall, dass heuer zwei empfehlenswerte Romane erschienen sind, in denen eine Romni die Hauptfigur ist. Der 1965 in Dublin geborene Autor Colum McCann brachte bei Rowohlt den Roman *Zoli* heraus, bei dessen Heldin (die durch Zugang zu Bildung und Musik auf Kraftreserven zurückgreifen kann) er sich wohl am Leben der polnischen Romadichterin Bronislawas Wajs (1910-1987, Kosenamen Pampusza) orientiert hat. Einige Jahre vor dem Tod von McCanns Vorbild wird in einem ostslowakischen Dorf Monika (ein Familienname wird ihr im ganzen Text nicht zugestanden) geboren, die Hauptfigur von Ludwig Lahers Roman *Und nehmen was kommt*. Schon diese zeitliche Distanz erzwingt verschiedene Lebensläufe – wobei der spätere noch tragischer erscheint.

Es ist eine Umbruchszeit, in der Monika als Kind von Roma-Eltern (die selbst fast noch Jugendliche sind) aufwächst, aber sie bekommt praktisch nur die Schattenseiten

mit. Selbst die auf niederstem Niveau angesiedelten Sicherheiten zerbröseln mit den zerfallenden Sozialstrukturen – mit Solidarität (wenigstens unter den Roma) kann nicht mehr gerechnet werden. Aus dem Schoß der zerfallenden Familie (der trunk- und spielsüchtige Vater verschwindet) führt der Weg Monika erst in ein Kinderheim und dann (weil eine Verkettung unglücklicher Umstände dazukommt und sie von dort ausbüxt, um auf dem Friedhof das Grab ihrer gestorbenen Mutter zu suchen) in eine geschlossene Anstalt, in der Verwahrung und nicht (Aus-)Bildung der Kinder angestrebt wird. Der Zerfall der Tschechoslowakei in zwei eigenständige Staaten löst die noch verbliebenen Familienbande weiter auf, auch ein Minimum staatlicher Fürsorge ist im neoliberalen Zeitgeist nicht vorgesehen. Freundschaften unter Gleichaltrigen, die unter so widrigen Zuständen entstehen, halten den unaufhaltsamen Abstieg in die sozialen Randzonen nicht auf, sie verstärken ihn eher noch.

An wen immer Monika sich anzulehnen versucht, sie wird enttäuscht und ausgenutzt. Solidarität findet nicht statt, es wird nur

Gebrauch von ihr gemacht. So taumelt sie durch die Jahre zwischen Selbstmordversuchen und Selbstverletzungen, einem Leben mit Rauschgift und Prostitution und immer wieder Gewalt. Alle (ohnedies hilflosen) Fluchtversuche scheitern – dass ein „weißer Ritter“ sie noch retten kann, daran will sie zum Schluss gar nicht mehr glauben. Und doch geschieht ein kleines Wunder: Ein Freier aus Niederösterreich begegnet ihr als Mensch, die Chance eines Neuanfangs winkt aus der Zukunft.

Der 1955 in Linz geborene Ludwig Laher hat den erzählerischen Atem der Romanform mit Elementen der gelungenen Sozialreportage kombiniert und so dem Text ein noch höheres Maß an Glaubwürdigkeit mitgegeben. Er zeigt nicht nur den Himmel des „Oben“ und die Hölle des „Unten“, er beschreibt auch anschaulich die gängige Brutalität der „Mitte“, die Ressourcen der „Unteren“ absaugt, um selbst nach oben zu kommen. Einziger Einwand: Der Autor hätte nicht an manchen Stellen gängige psychologische Erklärungsmuster herbeizutieren müssen, da der Text ohnedies für sich spricht – und das mit starker Stimme.

ede

Geschichte eines Viertels und seiner Menschen

Gustav Glaser / Evelyn Klein: *Peripherie in der Stadt. Das Wiener Nordbahnviertel – Einblicke, Erkundungen, Analysen*
StudienVerlag: Innsbruck 2006
160 Seiten; € 19,90

Was bedeutet Geschichte für ein Stadtviertel, wie verändern sich Räume im Laufe der Zeit, und welche Faktoren und Einflüsse sind für diese Veränderungen entscheidend?

Diesen Fragen widmen sich Evelyn Klein und Gustav Glaser in ihrer Publikation. Sie nehmen das Nordbahnviertel, heute in der Leopoldstadt im 2. Wiener Gemeindebezirk gelegen, etwas genauer unter die Lupe.

In einer Chronologie vom 19. Jahrhundert bis heute versuchen die AutorInnen, sowohl die allgemeine Geschichte des Viertels als auch einzelne Familienerinnerungen und -schicksale zu beleuchten und schaffen damit eine perfekte Mischung von historischer Informationsgrundlage und persönlicher Biografieaufarbeitung.

Den Ausgangspunkt des Buches bildet ein Forschungsprojekt; Interviews mit BewohnerInnen des Nordwestbahnviertels

wurden in diesem Rahmen durchgeführt und zeitgeschichtliche Aufzeichnungen gesammelt. Ergänzt wird die Publikation durch Bildmaterial.

In elf Kapiteln werden Entstehungsbedingungen, Veränderungsprozesse und aktuelle Strukturen im Bezirk beschrieben, immer mit einem Fokus auf kleinräumliche Milieus und lokale Nachbarschaften. Von der Gründerzeit über die Industrialisierung und Urbanisierung, die jüdische Zuwanderung, den Nationalsozialismus, das Wirtschaftswunder und die Gastarbeitermigration gelangen die AutorInnen zur aktuellen urbanen Aufwertung mit all ihren Impulsen, aber auch Problemen für das „Grätzl“.

Zwischen den historischen Abhandlungen finden sich immer wieder Einschübe über berühmte oder auch weniger berühmte Persönlichkeiten, die das Buch mit Gedichten, Auszügen aus ihren Memoiren, Zeitungsartikeln oder anderen interessanten Beiträgen sehr persönlich wirken lassen. Zwei Kapitel haben zudem im Gesamten biografischen Charakter: Aufstieg und Fall einer jüdischen Familie und ihres Familienunternehmens wird

in Anlehnung an persönliche Dokumente dieser Familie und exemplarisch für die vielen jüdischen Schicksale in der Leopoldstadt ebenso erzählt wie die Erinnerungen eines geborenen Niederösterreichers an seine Kindheit im Nordwestbahnviertel.

Die gut recherchierte Geschichte des Stadtgebiets und seiner BewohnerInnen sowie zahlreiche Schwarzweißfotos bieten ein illustres Gesamtbild; die Ergebnisse des Forschungsprojekts werden kompakt vermittelt und bieten wissenschaftlich fundierten Lesestoff.

Melanie Pichler



«Ich leihe Österreich 1 mein Ohr.»

VALIE EXPORT, Künstlerin

ORF

140

RADIO ÖSTERREICH 1

Ö1 GEHÖRT GEHÖRT.

SEIT 1967.

Ende Oktober 2007

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn die Mehrheit unserer Minderheit unmusikalisch und gewaltbereit ist. Für die Demo im September gegen den Moscheebau in Wien-Brigittenau hab ich mir was überlegt, um für unsere Ideen künstlerisch zu werben. Bei uns gibt es ja Barden, die dem alten Liedgut neue Kampf-Nummern hinzufügen und davon recht gut leben können. Ich hab mir eine Klampfe vom Brauntresch ausgeborgt und dort kräftig in die rostigen Saiten reingehaut. Nur das, was ich für einen Hit gehalten hab, ist leider noch nicht gut angekommen. Wahre Kunst braucht eben Zeit, um sich durchzusetzen. Sicher bald ist das alte Volkslied wieder ein Gassenhauer, aber jetzt mit meinem Text: „Muezzin, Muezzin zuhum Städte hinaus! Zuhum Städte hinaus – und du, Stephansplatz, bleibst hier!“ Hat mir so ein Trottel einfach eine aufgelegt!

Kamerad Brauntresch musste auch eine Niederlage einstecken. Der hat Plakate gemalt mit dem Text „Der Rechtsstaat in Arigonie!“ und hat sich gewundert, dass keiner applaudiert hat. Als ihn Schüler grantig in ein Gespräch verwickelt haben – für die Deppen ist die Arigonia ein Star, weil sie es ins TV geschafft hat –, ist er gleich verschwunden. Sicher ist er in einem Psycho-Tief, weil er 1989 dem H. C. beim Treffen der Wiking-Jugend nicht geholfen hat, Hilfspakete über die deutsch-deutsche Grenze zu schmeißen. Und dass der Honsik von den Spaniern ausgeliefert worden ist, hat ihn auch getroffen. Einmal hat er nach zehn Krügerln am Stammtisch gegrölt: „Wenn jetzt der Honsik, der Strache, der Westenthaler und der Soldat mit den NS-Videos aus der Salzburger Kaserne in einer Zelle sitzen, muss die Justizministerin zumindest neue Schnaps-

karten anschaffen: nämlich altdeutsch!“ Er war fast nicht zu beruhigen.

Mitte August hat die Welt aufgehört sich zu drehen. Zumindest für einen Moment ist sie in Schockstarre verfallen, wie der Westenthaler mit dem Rücktritt gedroht hat, weil er erkannt hat, dass die „Politik in der Image-Gosse“ gelandet ist. Der Kamerad Brauntresch hat dazu gemeint, mein Ingenieur hätte eben früher in den Spiegel schauen sollen, dann hätte er das eher gemerkt! Später ist sogar die parlamentarische Immunität vom Ingenieur aufgehoben worden, wegen der Watschen für den abtrünnigen Garstiger-Pressesprecher. Der Genosse Rotlauf hat das groß diskutieren wollen, von wegen neuer Ministerin, die ohne Ansehn von Namen aufräumt. Darauf hat sich der Herr Grünlinger eingemischt und gemeint: „Wurscht, wessen Verbrechen einer bezichtigt wird, vor dem gerichtlichen Urteil gilt für alle erst einmal die Unschuldsvermutung! Auch für den Westenthaler! Denn dass man den Verbrecher an seiner Visage erkennt, ist ein Vorurteil aus dem 18. Jahrhundert!“

Der Grünlinger braucht was reden, mit seinem Beschwichtigungsopa an der Parteispitze. Die Grünen sind jetzt die älteste aller Altparteien, wie der Chef in Klagenfurt sagen könnte! Der hat übrigens den Dalai Lama getroffen, um den Papst zu ärgern, der im Sommer trotz Jörgl-Ankündigung dann frech gar nicht nach Kärnten gekommen ist!

Aber im September nach Mariazell, Heiligenkreuz und Wien – das war ein Stress für unseren Kommerzienrat Schwarzschanterl, weil er bei jedem Papst-Event dabei sein wollte. In Wien hat es dabei ja einen Skandal gegeben: Die Tiroler Schützen haben ihre Teilnahme am Papst-Auftritt abgesagt, weil ihnen das Herumballern in der Gegend zu Ehren des hohen Gastes verboten worden ist. Naja, das wehrhafte Christentum hat es nicht leicht im Roten Wien. Hätten die Tiroler mit einem Krummsäbel herumfuchteln wollen,

hätte es ihnen der Häupl sicher erlaubt, wenn sie einen Turban statt Tirolerhut mit Adlerfeder getragen hätten.

So ein Papst hat's auch nicht leicht! Dicht gedrängte Auftrittstermine wie ein Popstar, bei jedem Scheißwetter. Und wenn er glaubt, er hat das Schlimmste überstanden, dann passiert's erst: Dann springt der Rainhard Fendrich hinter einem Baum hervor und will ihn anstrudeln mit seinen Liedeln. Ganz religiös will er geworden sein, der Raini, und hat noch eins nachgelegt. Er will auf Klausur ins Stift Heiligenkreuz gehen und dort eine Messe schreiben. Er „möchte einen Kontrapunkt setzen zum islamistischen Gehabe, das Überhand nimmt!“ Da seh ich schon, wie der Bin Laden wimmernd am Boden liegt und sich anschießt bis aufs Heiligenkreuz vor Angst. Wie der Grünlinger das gehört hat, hat er nur konstatiert, dass der Fendrich anscheinend jetzt das Kokain gegen Volks-Opium eingetauscht hat.

Und was war noch los? Der Gorbach hat mit seinem international verschickten Bettelbrief („I am available!“) für Heiterkeit gesorgt. Der Genosse Rotlauf hat bedauert, dass es im ORF die Tiersendung „Wer will mich“ nicht mehr gibt, weil der Gorbach dort auftreten hätte können. In Schönbrunn gab es eine wahre Nachwuchs-Inflation: von Giraffen- bis Pandababy. Mit dem Problem, wie Klein-Panda dann heißen soll, war die Republik Monate beschäftigt. Wenn ich wieder auf die Welt kommen soll, möchte ich ein Panda werden: So jung und schon in allen Medien, das wär' was! Der KHG ist ohnmächtig geworden bei der Geburt seines Kindes, später sind Diebe in sein Büro eingebrochen und haben seinen Laptop und edle Weine gestohlen. Ich bin sicher, die Industriellenvereinigung hat schon für Ersatz gesorgt. Die ÖVP hat das Papier ihrer Perspektivengruppe präsentiert – und das im Wiener Stadion, wo Niederlagen für die Gastgeber programmiert sind. Und wie die ÖVP ihre Klubklausur in St. Wolfgang (wo sonst?) abgehalten hat, ist dort eine 16-jährige Ausländerin aus Angst gleich in den See gesprungen und ertrunken.

So wird der Platter das Asylantenproblem nicht lösen können – so viele Klubklausuren kann die ÖVP nicht abhalten! Der Verein der Freunde der Wiener Polizei wurde in die Nähe einer kriminellen Vereinigung gerückt. Weiter gestorben ist auch noch: Joe Zawinul, Senekowitsch, Pavarotti. Dann die Filmer: Michelangelo Antonioni, Ingmar Bergman – sogar der Franz Antel. Wir haben uns gefragt, wer der nächste ist! Der Brauntresch hat mich dabei so aufmunternd angeschaut. Aber die Freud mach ich ihm nicht!



Information. Rasch. Umfassend.

Wir stellen folgende Informationsangebote und Serviceleistungen zur Verfügung:

- www.bundeskanzleramt.at**
Der zentrale Internet-Auftritt des Bundeskanzleramtes
- Servicetelefon 0800-222 666**
Anfragen gebührenfrei
Montag bis Freitag: 9 – 18 Uhr
- Europatelefon 0800-22 11 11**
Für Anfragen zur Europäischen Union
gebührenfrei, Montag bis Freitag: 9 – 18 Uhr
- Bürgerservice**
Schriftliche Anfragen an:
Bundeskanzleramt, Bürgerservice
1014 Wien, Ballhausplatz 1
Fax: +43/1/53115-4274
E-Mail: buergerservice@bka.gv.at
- Publikationen**
Veröffentlichungen zu den Themen Österreich allgemein,
Geschichte, Kultur, Medien etc.
kostenfrei zu bestellen unter:
E-Mail: broschuerenversand@bka.gv.at
Internet: www.bundeskanzleramt.at/publikationen

Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 64
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717 S

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Straße 15/13
A-1060 Wien



BUNDESKANZLERAMT KUNST



Bundesministerium für europäische
und internationale Angelegenheiten

